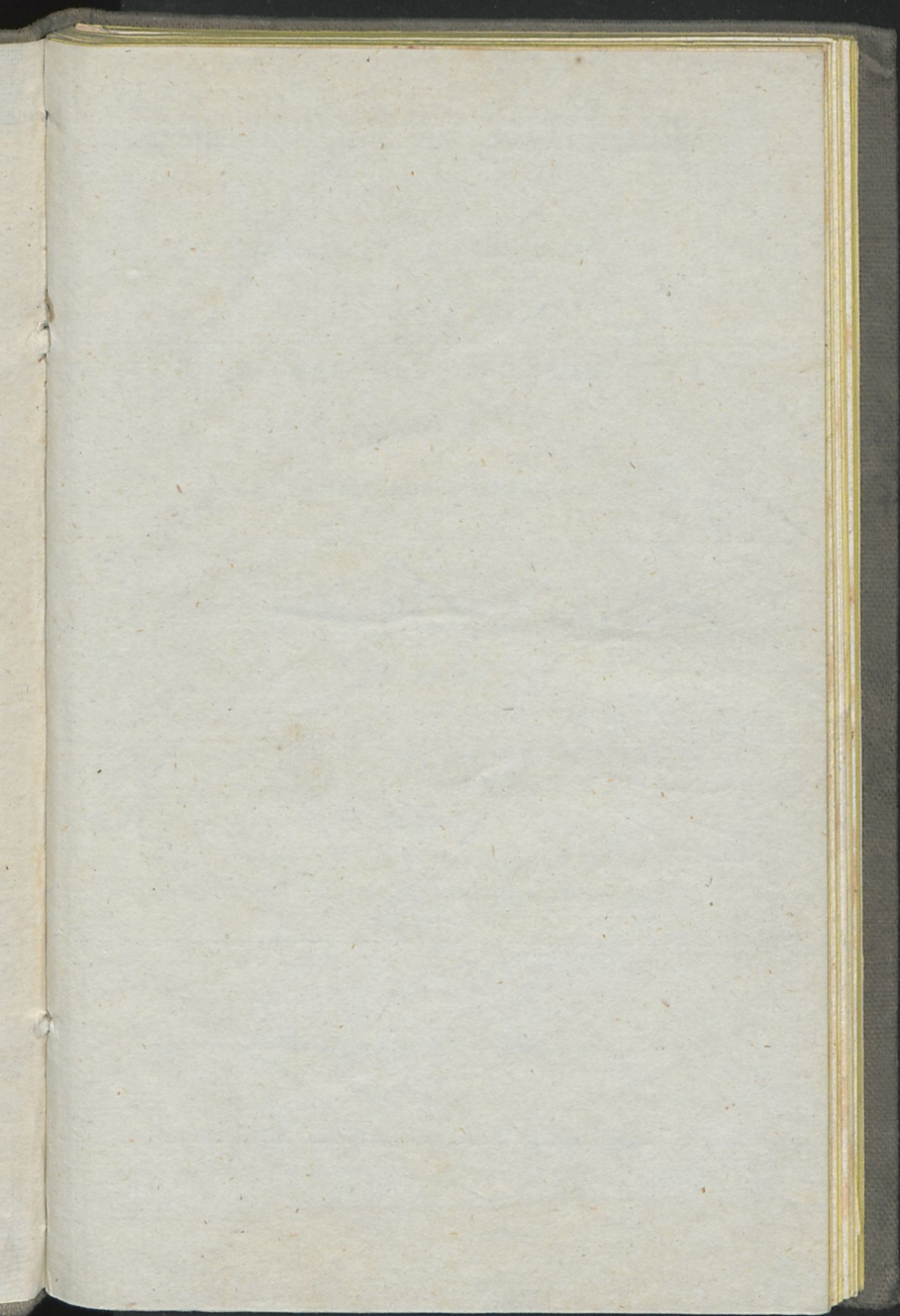


Lc

509



20 Jul.





# Bemerkungen und Vorschläge

wie

im Herzogthume Bremen

die

Aufhebung und Vertheilung  
der Gemeinheiten

am vortheilhaftesten vorzunehmen

auch

der Futter = Kräuter = Bau

einzuführen sey,

von

E. G. tom Have.

Mitglied der Königl. Großbritt. und Churfürstl. Braunschw.  
Lüneburg. öconomischen Landwirtschafts - Gesellschaft  
zu Celle.

*frei Eigenthum des Verfassers  
Lüneburg 1800*



Celle,

bey G. E. F. Schulze dem Jüngern.

1800.



2180,

Den  
höchst verehrlichen Mitgliedern  
des  
Königl. Churfürstl. Cammer-Collegii  
zu Hannover

unterthänigst zugeeignet

von

dem Verfasser.





---

## I n h a l t.

---

- S. 1. Moor-Kultur im Herzogthum Bremen. Kommunikation der Einwohner mit der Stadt Bremen, mittelst angelegter Canäle, Schleusen und Dämme. Exportation des Torfes. Fruchtbare Erdschicht an manchen Orten unter der Moor-Erde. Wie die entstanden. Entstehung der Moor-Erde. Wo unter dem Moore gute fruchtbare Erde zu vermuthen ist. Durch Versuche bestätigt. Die Moor-Kultur wird nur zum Beispiele angeführt, was durch Kultur geschehen kann.
- S. 2. Die Kultur der großen wüsten Gemeinheiten auf der Geest ist leichter, — sehr vortheilhaft für Staat und Menschheit; hier ist kein Plätzchen so steril, das nicht mit Vortheil urbar gemacht werden kann: Rübsen-Bau auf einem wüsten Plage. Die für unfruchtbar gehaltenen Gartenplätze der Neubauer, liefern viele Arten von Früchte. Ein Neubauer-Platz ernährte sonst kaum ein Schaaf, — ist eine Familie.
- S. 3. Große Wüsteneyen sind nachtheilig. Wo noch welche sind. Manche Forsten, wo nur ein Stubbusch wächst sind nicht viel besser. Müssen daher ausgerodet werden. Nur Jagdsfreunde verlieren dabey.

## Inhalt.

- S. 4. Die sogenannten Stuhbäſche, Können theuer verpachtet, auch gegen einen jährlichen Canon ausgethan werden. Beyſpiele davon. Der Holz-Mangel wird nicht dadurch vermehrt; der Platz beſſer benützt.
- S. 5. Wo das Holz kein Gedeihen hat, muß es rein abgetrieben, der Platz umgetauſcht werden.
- S. 6. Beſchaffenheit des Bodens im Bremiſchen. Gu-ter Sand-Boden mit mehreren andern Erdarten vermiſcht. Anmorigter Boden, Lehm-Boden mit Sand vermiſcht. Verſchiedenheit des Moors; Eigenſchaften, Benützung der Moor-Erde. Welche zum Ackerbau am beſten.
- S. 7. Unter der guten Bau-Erde iſt gelber unfruchtbarer Sand; nur im Jahre vor der Düngung muß tief gepflügt werden. Buchweizen reinigt den Boden von Unkraut. Der Acker iſt ſehr unrein. Das Unkraut zieht viel nährende Theile aus dem Boden. Falsches Prinzip vom Unkraute. Verbesserungen ſind nur in neu ausgebrochenen Aekern möglich.
- S. 8. Wo das Heibe-Kraut wächst iſt gewöhnlich Ortſtein. Beſchaffenheit dieſer Erdart. Verbesserung derſelben, durch Aufbrechen, Sonne und Froſt. Beyſpiele von Fruchtbarmachung derſelben.
- S. 9. Anmorigter und moräſtiger Boden. Benützung zu Vieh-Weiden. Dazu untauglich. Wird durch

## Inhalt.

- die Vertheilung besser benutzt; auch die angewandten Kosten belohnet. Liegt seit Erschaffung der Erde unbenutzt. Schlechte Verbesserung durch Specker.
- §. 10. Bessere Benutzung dieses Bodens. Kann auch zum Ahrner = Ertrag geschickt gemacht werden. Der Landwirth geht zur unrechten Zeit mit dem Boden.
- §. 11. Morastiger Bruch. Benutzungsart. Zur Weide untauglich. Der wachsende Busch untrüchtl. Andere Benutzungsart.
- §. 12. Sand = Boden. Beschaffenheit, Benutzung. Ottersberger Rüben in sandigen Boden.
- §. 13. Kalk, Gyps, Mergel und Kreide, ist nicht im Bremischen. Das Fischersche Düngungs = Mittel, wird zu kostbar. Vermehrung des Viehdüngers, durch die Stall = Fütterung. Mangel an Dünger. Folgen davon. Ehemalige ergiebige Erndten. Nachtheil der vielen nacheinander folgende Saaten von einer Fruchtart.
- §. 14. Hindernisse des Klee = Baues und der Stall = Fütterung. Die Stoppelhub. Schädlichkeit derselben. Kann durch Obrigkeitliche Befehle abgeholfen werden.
- §. 15. Fernere Hindernisse. Mangel an Landwirthschaftlichen Dienstbothen. Viele junge Leute suchen anderswo ihr Brodt. Nachgelegene auswärtige

## Inhalt.

- Nahrungs-Zweige. Es leben hier viele von der Schiffarth. Lust zum Seewesen. Unlust zum Soldaten-Leben. Viele Personen setzen sich auf ihre eigene Hand. Mangel an weiblichen Dienstbothen. Die Ursachen werden angegeben.
- §. 16. Vortheilhafte Veränderung in der Landwirthschaft. Simple Vertheilung.
- §. 17. Bonitirung, Zusammenlegung der Grundstücke muß mit Vorsicht geschehen.
- §. 18. Einige wichtige Fragen. Verschiedene Meynungen.
- §. 19. Ins Gleiche gebrachte Theilungs-Methode. Worin sie besteht. Beyspiel.
- §. 20. Die Kleinhöfner werden mit der ins Gleiche gebrachten Theilungs-Methode zufrieden seyn. Die Bollhöfner hatten in alten Zeiten, den alleinigen Miesbrauch der Communen. Der neuere Colonist nahm daran Antheil. Die Benennung von halb, drittel und viertel Höfen, hat sich als Urkunde der alten Einrichtung erhalten. Von diesem Urvertrage dürfen wir nicht abgehn. Billigkeit muß hiebey beobachtet werden. Durchaus keine Zustizsache. Worauf die Hauptsache beruht. Jeder Hof trägt die öffentlichen Lasten pro rata seiner Qualität. Die Meyergefälle geben kein größeres Anrecht an der Gemeinheit.
- §. 21. Glücklicher Zustand eines gut organisirten Staats. Der erste Schritt dazu. Prozesse sind

## Inhalt.

- große Uebel für den Landwirth. Ueble Folgen davon. Reid zwischen den Voll- und Kleinhöfner. Große Prozeßlust.
- S. 22. Ein wichtiger Einwand wird wiederlegt. Liegende Gründe muß der Landwirth, nur mit Genehmigung seiner Vorgesetzten verkaufen können. Kein Näherrecht noch Beyspruchsrecht muß statt finden.
- S. 23. Neue Colonisten werden angefekt. Qualität derselben. Der große Vortheil davon beschrieben.
- S. 24. Die Bevölkerung wird sehr gewinnen. Mehr Wohnungen entstehen. Auch mehr kultivirtes Eigenthum. Ist für alle Stände vortheilhaft. Geringe Bevölkerung ist der Industrie schädlich. Feinde neuer Verbesserungen.
- S. 25. Die Vertheilung scheint einigen Classen schädlich. Beschreibung derselben. Es wird vortheilhaft dafür gesorgt.
- S. 26. Beyspielen folgt der Landwirth am ersten. Colonisten die mit der Koppel-Wirthschaft bekannt sind, müssen angelockt werden. Die Bauersöhne müssen 3 Jahre in solchen Gegenden dienen, wo die Stallfütterung und Koppel-Wirthschaft getrieben wird. — Diese Ucker-Studenten sind von der Obrigkeit bey gute Landwirthe zu bringen. Die Kosten können nicht hoch kommen. Hat gute Folgen.

## Inhalt.

- S. 27. Futter = Kräuter = Bau ist durchaus nothwendig. Wird mit der Zeit durch die Noth herbegeführt. Hohe Preise des Vieh = Futters. Der Landwirth kann sich arm arbeiten. Es ist gut die innere Beschaffenheit der Bauer = Haushaltungen zu kennen. Hindernisse sie kennen zu lernen. — Die hohen Fruchtpreise kommen den Geestbauern in magern Gegenden nicht zu statten. Mancher Landwirth hat am Ende des Jahrs nicht so viel verdient als sein Knecht.
- S. 28. Das Flecken Fischerhude ist das einzige Heu = Magazin für verschiedene Meinter. Kleine Wäde müssen besser benutzt werden. Die Uneinigkeit der Dorfs = Interessenten hindert manche Verbesserung.
- S. 29. Die Zehntspflichtigkeit eben so wol als die Stoppelhub, ist dem Futter = Kräuter = Bau hinderlich. Einige freymüthige Bemerkungen hierüber. Wichtige Vorthelle, wenn die Zehnt = Interessenten den Zehnten selbst in Pacht haben.
- S. 30. Einige Fragen an denkende Cameralisten.

---

## V o r r e d e.

---

Wenn die Aufhebung und Vertheilung der Gemeinheiten, mit dem Futter- Kräuter- Baue verbunden, von großen und wichtigen Folgen begleitet sind; — wenn es evidente, durch Erfahrung und Augenschein bestätigte Wahrheit ist: daß diese Operation die Menschen glücklich, die Staaten blühend, mächtig und reich mache; so wird man mich entschuldigen, daß ich diese wenigen Bogen, die bloß in Hinsicht auf das Herzogthum Bremen geschrieben sind, dem Publico öffentlich vorlege. Ich habe keine andere Absicht dabey zum Zwecke, als: mein Scherstein

zum Besten meines lieben Vaterlandes, bey den immer nothwendiger werdenden Gemeinheits-Theilungen mit beyzutragen. Mit der Aufhebung der Gemeinheiten die mehrere Dorfschaften mit einander hatten, ist schon vor verschiedenen Jahren ein glücklicher Anfang gemacht, und besonders ist man im Amte oder Gowgerichte Achim hierin recht thätig gewesen, wo nicht nur die Dorfschaften auseinander gesetzt sind, sondern auch die Bauleute und Kätbner ihre Antheile, zu nicht geringem beiderseitigem Vortheile separat erhalten haben. Auch in einigen andern Aemtern ist schon mit gutem Erfolge in diesem Fache gearbeitet. Allein es wird zu langsam betrieben, denn die Männer, die gewöhnlich als Commissarien dazu ernannt werden, sind Beamte, die ohnedem schon mit Amts-Geschäften überhäuft sind, so daß es nicht gut möglich ist, auch bey der größten Thätigkeit



und dem besten Willen, die gute Sache der  
Gemeinheits = Aufhebung schneller zu beför-  
dern. Zudem ist es eine Sache von großer  
Wichtigkeit, wodurch das Glück und Unglück  
— nicht einzelner Familien — sondern gan-  
zer Dorfschaften auf immer entschieden wird,  
wobey also ernsthaftes Nachdenken und reife  
Ueberlegung, nicht weniger gewissenhafte Un-  
partheiligkeit, die ersten nothwendigen Pflich-  
ten eines solchen Commissarii sind; wobey  
folglich nur mit großer Behutsamkeit, und nur  
langsam zu Werke gegangen werden kann.  
Besser, und für diese Männer erleichternd wäre  
es, wenn sie ganz, oder doch größtentheils mit  
diesen Geschäften verschont blieben; und eigene  
sogenannte Theilungs = Gemeinheits = oder  
Verkoppelungs = Commissarien dazu angesetzt  
würden, die bloß in solchen Geschäften lebten  
und wirkten, und ein Dorf nach dem an-  
dern vornähmen; dann wüßte der Bauer wo-

hin er sich wenden könnte, um die Gemeinheits-Aufhebung zu verlangen.

Ohne mathematische, ökonomische und kameralistische Kenntnisse ist kein Mann zu diesem Fache tauglich. Auch ist die Gabe der Ueberredung, um die Bauern nach seinen Absichten zu leiten; nicht weniger die Kunst, sich ganz zu den Begriffen der Bauern herabzulassen; um ihr Zutrauen zu erwerben (denn ehe man das nicht hat, ist nichts mit den Bauern anzufangen) und eine gute Portion philosophisches Phlegma, höchst nöthig, damit man nicht in Hitze komme, wenn man nicht gleich seinen Zweck erreichen kann; wobey nicht selten Blößen gegeben werden, die einen Mann auf immer den Bauern verächtlich machen, zu dem sie nie wieder Zutrauen fassen. — Ein Mann der diese Kenntnisse und Eigenschaften besitzt, wird bey Verthei-

lungß- und Auseinanderſetzungß- Geſchäften immer ſeinen Zweck erreichen. Bewieſene Würde und Ernſt bey der Operation ſelbſt, und die äußerſte Leutseligkeit, wenn er die Interessenten einzeln ſpricht, wie auch die treuherzige Verſicherung: daß nichts anders als die Beförderung ihrer irdiſchen Wohlfahrt der Zweck dieſes Unternehmens ſey, — wird ihm das Zutrauen aller verſchaffen. Es würde überflüßig ſeyn, von den nöthigen Eigenſchaften ſolcher Commiſſarien mehr zu ſagen; denn da dieß eine ſehr beſchwerliche, mit Anſtrengung und Nachdenken verknüpfte Laufbahn iſt; ſo ſteht eben nicht zu erwarten: daß ſehr vornehme, an Gemächlichkeit gewöhnte Subjekte, ſich hinzudrängen werden; ſondern daß dieſe Carriere ein Erbtheil für Männer von Kopf und raſtloſer Thätigkeit bleiben wird.

Von der Auseinandersetzung der Dorfschaften selbst, wie auch von den dabey anzunehmenden Prinzipien, sage ich in diesen Blättern nichts; sondern setze dies Geschäft als geendigt voraus, oder sehe es so an, daß es doch bald geendigt werden kann. Ich habe mein Augenmerk hauptsächlich auf die speziellere Aufhebung der Dorfschaftsgemeinheiten, und deren Vertheilung an die Interessenten, nach den hierin vorgeschlagenen Prinzipien, gerichtet; wie auch einige andere, entweder unmittelbar damit verbunden, oder doch nahe damit verwandte Umstände berührt. Bey dieser speziellen Vertheilung würde es doch nöthig seyn, einen nicht unbeträchtlichen Theil, unvertheilt und in Gemeinheit zu lassen, damit, wenn mit der Zeit der Landmann geneigt würde, seine bisher zerstreut liegende Aecker umzutauschen, oder den Acker-Umsatz vorzunehmen, um

sein Eigenthum bey einander zu erhalten; sodann bey vorkommenden Lücken, Mittel vorhanden wären, diese auszugleichen.

Die Verkoppelung wird in dieser Provinz, wo der Bauer nie etwas von dieser Prozedur, gehört noch gesehen hat, vor der Hand nicht möglich seyn. Die Wege aber, worauf der Bauer mit schnellen sichern Schritten, zu diesem höchsten Standpunkte der verbesserten Oekonomie geführt wird, sind: die Einführung des Futter-Kräuter-Baues und die Vertheilung der Gemeinheiten. Die hierbey obwaltende Hindernisse, habe ich größtentheils angegeben: wenn die erst weggeräumt sind, so bin ich Bürge dafür, daß die landwirthschaftliche Kultur auch in diesem Herzogthume bald besser, wie bisher, modificirt werden wird. Es würde sehr nützlich seyn, wenn man den Bauern sofort ohne Zeitver-

X

lust, gedruckte Belehrungen \*) in die Hände bringen könnte, die ganz ihren Begriffen gemäß, abgefaßt wären; die in gedrungenener Kürze das enthielten, was der Landwirth vor der Hand von dem Futter - Kräuter - Baue und von dem Nutzen der Bertheilung wissen muß. Die Jugend hierüber in den Schulen zu belehren, wird noch eine Zeitlang ein unerfüllter frommer Wunsch bleiben; daher ist es besser, daß ohne Zögerung mit der igiten Generation der Anfang gemacht werde.

Fast in allen Dörfern unsers Herzogthums, findet man verständige Hauswirthe, die die Bertheilung entweder ganz, oder zum Theil wünschen; allein sie wissen die Sache nicht in Gang zu bringen, weil kein besonderer Geschäftsträger dazu angeordnet ist.

\*) Daß solches in einigen Gegenden bereits — durch die unermüdet wohlthätig wirkende Veranstaltung der Königl. Churfürstl. Landwirthschafts Gesellschaft zu Jelle geschehen sey — ist mir bekannt; allein noch nicht allgemein genug.

Kommen sie endlich auf den rechten Weg und erbitten sich irgend einen der Beamten zum Commissario, so geht nun zwar die Vermessung der Gemeinheit los; bis so weit kommt man nun zwar ohne große Hindernisse; allein hier trifft man auf den sehr verwickelten gordianischen Knoten, der, weil man nicht mit des Weltstürmers Schmerdt darauf schlagen darf, schwer zu lösen ist. Dies ist nemlich die Frage: Wie sollen die Interessenten partizipiren? So lange dies nicht völlig entschieden, völlig aufs Reine gebracht ist, kann die Bertheilung gar nicht vorgenommen werden, ohne daß der eine oder andere Theil, minder oder mehr beeinträchtigt wird. Ob man das, was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, zweckmäßig finden wird, wird die Zeit lehren, die so vieles aufhellel, was ist noch im Dunkeln gehüllt ist.

Ich habe hierüber nichts anders niedergeschrieben, als selbstgemachte Bemerkungen, und solche Vorschläge, die nach meiner Ueberzeugung das Wohl des Staats und der Menschheit zum Endzwecke haben. Absichtlich habe ich daher die Hülfsmittel, welche ich bey dieser geringen Arbeit wohl hätte zur Hand nehmen, und wodurch ich die Bogenzahl vermehren können, sorgfältig vermieden, damit ich die Lokalumstände, und die physische Beschaffenheit der Provinz, worüber ich schrieb, desto weniger aus den Augen verlohre, und nur das sagte, was hier anwendbar und nützlich werden kann. Bloß hiernach hoffe ich, werden mich meine Leser mit Schonung beurtheilen.

Stukenbostel im Monat Febr. 1799.

---



S. 1.

Wie sehr die Wohlfart des Staats, durch eine weise, gerechte und sanfte Regierung befördert und erhöht werden kann, — welchen Einfluß sie in alle Nahrungszweige und Gewerbe hat — wie viel der der Ackerbau und die Kulturverweiterungen, unfruchtbarscheinender Wüsteneyen durch sie gewinnt, solches liegt in dem Mooranbau des Herzogthums Bremen ganz deutlich vor Augen. Man komme nur und sehe — unabsehbare Strecken von Wohnungen, die starken, arbeitsamen, frugalen und zufriedenen Menschen zur Wohnung dienen; und eben so unabsehbare Strecken von Feldfluren, wo sonst nur ewiger Sumpf und unzugänglicher Morast anzutreffen war. — Wer denkt hiebey nicht an die edlen verdienstvollen Männer, in deren erhabenen Seelen zuerst die Idee von diesem großen Plane entstand, und die gewissermaßen als die Schöpfer dieser neuen Colonien anzusehen sind. Und wo anders, als unter einem

sanften milden Scepter können solche Ideen entstehen und realisiert werden.

Wenn man in dieser ehemals wüsten Gegend die Dämme, Canäle und Schleusen, sieht — die alle zu einem Punkt, zur Stadt Bremen hinführen — und zieht eine Parallele zwischen der jetzigen Beschaffenheit dieser Gegend, mit der, vor 40 bis 50 Jahren; so wird es recht auffallend bemerkt, wie hoch die Kulturerweiterung, durch weise Einrichtung und thätige Menschen, selbst in einem Boden, der von Natur äußerst steril und undankbar ist, getrieben werden kann. Allein hier gab die Nähe der Stadt Bremen, dem größten Theil der Anbauer, zu einem wichtigen Erwerbzweig, Gelegenheit. Auf diesem Erwerbzweig ist gleich Anfangs beim Entwurf des Plans Rücksicht genommen; daher sind die Canäle auf welchen der Lorf exportirt wird, größtentheils so angelegt daß einige in die Humme, und vermittelst einer Ausleitung bis vor die Stadt Bremen mit kleinen Schiffen führen; andre nehmen ihre Richtung zur Humme, wo eine Anzahl größere Schiffe, sogenannte Böße ankommen, die die Ladungen der vielen kleinen Schiffe einnehmen und nach Bremen bringen. Sollte wol mit der Zeit, die zwar angefangene aber bis jetzt noch nicht reali-

firte Idee eines neuen Hauptkanals, der Bremen  
 und Stade in Kommunikation brächte, zu Stande  
 kommen, so würden dadurch die Nahrungszweige  
 der Mooreinwohner sehr vervielfältigt, und die  
 Dörter die in dem Distrikt des Canals lägen, wo  
 jetzt Thätigkeit und Rasinement schläft, würden  
 wohlhabend und blühend werden. Diese vorthells-  
 hafte Situation befördert also sehr die Kulturere-  
 weiterung, und das Emporkommen der neuen  
 Anbauer, und sichert ihnen und ihren Nachkom-  
 men bey Fleiß und Arbeit reichlichen Unterhalt.  
 Wäre ihr Wohlstand bloß auf Exportation des  
 Torfes berechnet; so würde derselbe mit dem Torfe  
 seine Endschafft erreichen. Allein dies ist nicht der  
 Fall; sondern je mehr der Torf weggeschafft wird,  
 um so mehr erweitert sich ihr Acker, Garten und  
 Wiesenbau; denn wo der Torf weggegraben ist,  
 da wird der Boden gleich in Kultur gebracht.  
 Dieser Boden ist aber sehr in Ansehung der Güte  
 verschieden, daher müssen in einem Distrikte die  
 Einwohner sehr vorsichtig seyn, und nicht tiefer  
 graben, bis sie zu der Erdart kommen, die stark  
 mit vermodertem Schilfe und Rohr durchwachsen  
 ist; in diesem Boden sind die Vegetationskräfte  
 stark, denn wenn hier nur etwas Spreu (Rass)

oder Rehrigt aufgestreuet wird, so wächst daselbst ohne weitere Kultur im nächsten Jahre, schon ziemlich Gras mit Klee vermischet \*). Andre können den Torf bis an den Sand weggraben, ohne sich zu schaden, und dann die Kultur mit Gartensfrucht anfangen.

Wer in der alten Geographie unsers Herzogthums gut bewandert ist, der kann immer mit ziemlicher Gewisheit bestimmen, wo unter der Moorerde eine fruchtbare Erdschicht vorhanden ist. Sie findet sich immer da, wo in alten Zeiten, ehe die Flüsse mit Dämmen oder Deichen eingefasst worden, die mittelmäßig hohen Fluthen hinreichten. Hier blieb, wie man an großen Flüssen noch jetzt bey hohen Fluthen sehen kann, — immer eine Menge Vegetabilien mit fettem Schlamm vermischet, zurück. Wie hernach die Fluth vermittelst großer Deiche zurückgewiesen, und die zunächst am Deiche belegenen Ländereyen in Kultur gebracht und mit Abzügen versehen wurden, so blieb jenes wo die höchsten und mittelmäßigen Fluten hintres

\*) Man kann in den ziemlich tiefen Gräben zur Sommerzeit genau sehen, wo die gute Erdart angeht. Denn da wächst am Ufer 3 bis 5 Fuß tief im Graben, schönes Gras. Die Gruben sind nur selten halb mit Wasser angefüllt.

ten, unbenutzt liegen; weil das daselbst häufig sich findende Schilf, und andre Theile des Pflanzensreichs, zu viel Wasser enthielten, und nicht trocken wurden, sondern einen beständigen Sumpf und feuchte Gegend bildete. Die durch den Wind fortgeführte Stauberde und Gewächstheile, wurden in diesem Sumpf, wo vermuthlich Schilf und Grasarten wuchsen, leicht angehalten, und so entstand in einer Reihe von Jahrhunderten die 5, 6, 10 bis 20 Fuß hohe schwammigte Erbart, oder die Mooreerde, die an vielen Orten das einzige Feuerungsmaterial \*) abgiebt. Daher kann man

\*) Dies Feuerungs- oder Erdbrennmaterial ist ungemein wichtig, besonders für solche Gegenden, wo Holzmangel zu fürchten ist. Hier im Bremischen ist noch ein großer Vorrath davon, und wenn wir nur bald anfangen, bey Gewinnung des Torfes eine vernünftig ökonomische Einrichtung nach dem Beispiele der Mooreinwohner zu machen, die Banktorf graben und Abzüge machen, damit sie im nächsten Jahre, da vor der Bank wieder anfangen können wo sie aufgehört haben, ohne neue Kuhlen zu machen: so würden auch die Dorfschaftsmödre noch Jahrhunderte hindurch hinlängliche Brennmaterialien liefern, welches aber bey der ihizigen heillosen Verschwendung nicht möglich ist. — Welche Ueberlegungen und Resultate sind hier zu machen über Privat Eigenthum und Gemeinheit.

also mit ziemlicher Gewißheit wissen, in welcher Gegend unter der Moorerde, gute fruchtbare Erde vorhanden ist. Ich theilte diese Gedanken vor 2 Jahren, einem wohlhabenden Proprietör im Lande Rehdingen mit, dies war eben ein Mann der Verbesserungsvorschläge liebte, und entschloß sich sofort in meiner Gegenwart eine Untersuchung anzustellen. Wir fanden meine Muthmaßung gegründet, und zwar auf 5 Fuß tief fand sich Schilferde; auf 6 Fuß, wirkliche fette Klayerde, jedoch nur eine Schicht von  $\frac{3}{4}$  Fuß dick. An einer andern Stelle fanden wir auf 7 Fuß Tiefe  $1\frac{1}{4}$  Fuß Klayerde. Vielleicht können solche Untersuchungen in manchen Moorgegenden nützlich werden, wenn man durch eine Operation, welche man Kuhlen

Der Mooreinwohner hat sein ihm zugetheiltes Eigenthum. Dies Bewußtseyn ist die fruchtbare Mutter von Raffinement. Er benützt solches nach ökonomischen Prinzipien, gewinnt vielen Torf von wenigen Terrain, verebnet solches und setzt es in Kultur. Dahingegen die Einwohner der Geest Dorfschaften, weil ihr Moor größtentheils zur Gemeinheit gehört, viel Terrain ruiniren und nur wenig Torf gewinnen. Ihr Wahlspruch: „De na us loomt lat ock sehn dat se wat kriegt,“ drückt alle die Uebel mit wenigen Worten aus, die mit den Communen verknüpft sind.

nennt, und in einigen Marschgegenden im Gebrauch ist, die oft mehrere Fuß, tiefliegende gute Erde herauf bringt, und mit der Obererde vermengt.

Es ist meine Absicht nicht, hier eine Geschichte der Moorcultur zu schreiben, die ich zu einer andern Zeit zu bearbeiten gedenke: sondern diese wichtige Kulturübung in einem morastigen sumpfigen Terrain, wo mehrere Fuß tief, eine schwammige unfruchtbare Torferde liegt, die nur durch Umhacken und Verbrennen der Oberfläche dazu gezwungen wird, etwas Buchweizen hervorzubringen, zum Beyspiel anzuführen, was in Ansehung der Kultur des Bodens geleistet werden kann, wenn planmäßig und vernünftig, den Lokalumständen gemäß verfahren wird. Hier wo sonst das Wild: Hasen, Füchse, und am Ende des vorigen Jahrhunderts noch Wölfe hauseten, wohnen, leben und wirken mehrere tausend Menschen, die größtentheils arm, viele auch mit negativem Vermögen, sich hier ansiedelten, und nun schon in der Zweiten Generation wohlhabend werden.

### S. 2.

Mit viel weniger Hindernissen in Ansehung des Bodens, hat man zu kämpfen, wenn die

großen wüsten Gemeinheiten auf der Seeft in Kultur gebracht werden follten. Welche Vortheile für den Staat und die Menschheit hier zu machen fehn, ift nicht zu berechnen, nur die folgende Generation würde im Stande feyn, dies erſte Glied in der Proportion dieſes wichtigen Staats: Kalküls feftzuſetzen. Das in Kultur gebrachte Moor, wie auch viele andere, im Kleinen vorgenommene Vertheilungen, und dadurch veranlaſſte Kulturübungen beweiſen es hinlänglich, daß im Herzogthume Bremen kein Fleck, ſo ſteril ſey, der nicht bei gehöriger Behandlung, ſeinem Beſitzer reichlich lohnen ſollte. Ich habe es noch vor kurzem geſehen, daß ein Fleck von ohngefähr einem halben Morgen Inhalt, in der unfruchtbarſten Heidegend aufgebrochen und kultivirt wurde; worauf der Beſitzer nicht allein verſchiedene Arten Gartenfrüchte, ſondern auch, welches gewiß alle Aufmerkſamkeit verdient, ganz vortrefliches Winterrapsaat (Rüben) bauete. Dies letztere geſchah freylich nicht abſichtlich um den Saamen zu benützen: ſondern, der Eigenthümer hatte dieſe neue Anlage zum Biengarten beſtimmt, und wollte durch den Rüſenbau, ſeinen Bienen im Frühling eine frühzeitige und nützliche Blüthe verſchaffen, dieſe neue Procebur, übertraf alſo gänzlich ſein Erwarten, wodurch



er veranlaßt wurde, mit diesem Versuche fortzufahren. Freylich kann der Nutzen davon nur unbedeutend seyn, allein es dient doch mit zum Beweise meiner Behauptung, nemlich daß im Herzogthum Bremen kein Platz so unfruchtbar sey, der nicht mit großem Nutzen urbar gemacht werden könne.

Im Großen liegt der Vortheil der Kulturübung noch deutlicher vor Augen. Wenn man die Gärten der erst seit dem siebenjährigen Kriege angefaßt gewordenen Neubauer aufmerksam betrachtet; und wenn man dabey bedenkt, daß an manchen Orten diese Neubauer, von den Dorfsinteressenten in die unfruchtbarsten Gegenden der Dorfsmeinheit hingewiesen wurden, und sieht nun die vielen Arten von Früchten, die jetzt in diesem sonst für so unfruchtbar gehaltenen Boden gebauet werden, ferner, da fast in allen Dörfern dieses Herzogthums ein oder einige Neubauer angefaßt sind, die diese Probe gemacht haben — so ist es doch wol nicht mehr zweifelhaft, daß das ganze Herzogthum Bremen, zu einer Gartenähnlichen, ganz in Kultur gebrachten, mithin zu einer so glücklichen, blühenden Provinz

gemacht werden könne, die nach einigen Generationen noch einmal so viele Menschen enthält als jetzt. Vielleicht findet mancher dies gewaltig übertrieben, und siehet die Möglichkeit nicht ein; allein, man bedenke, daß die mehresten Plätze welche die Neubauer erhalten haben, von der Beschaffenheit waren, daß ein solcher Platz in seinem natürlichen Zustande, oder so: wie er seit der Erschaffung der Erde, unbenußt und unbearbeitet lag, kaum im Stande war, ein einziges Schaaf das Jahr hindurch, karglich zu ernähren, und gegenwärtig kann durch Hülfe eines kleinen Nebengewerbes eine ganze Familie davon ernährt werden.

### S. 3.

Es ist also für den Staat und die Menschheit sehr nachtheilig, wenn in einem Lande, wo die Vegetationskräfte stark sind, dennoch große Wüstenyen, die nur zum Aufenthalt des Wildes, und zur armseligen Schaafzucht dienen, angetroffen werden. So finden sich z. E. zwischen Bremervörde und Wewerkesa 6 sporadische Höfe, in deren Ges-

meinheitbezirke sich das Auge verliert; und zwischen Bederkesa, Großenhain und Lamstedt befindet sich ein Moor, welches ganz in heiler Haut liegt, von beträchtlichem Umfange, wo viele Menschen Eigenthum und Nahrung finden könnten, wenn solches vertheilt und in Kultur gebracht würde.

Eben so sind manche Forsten anzusehen, wo seit — Gott weiß wie langer Zeit — nichts als erbärmlicher, verkrüppelter Busch wächst, oder auch wol Bäume stehen, die von Generation zu Generation unbrauchbar bleiben, und größtentheils auf dem Stamme verderben; dem Staate aber nicht den mindesten Vortheil bringen.

Wenn solche sogenannte Stühbüsche ausgerodet, und nebst jenen großen Gemeinheitsbezirken, zweckmäßig vertheilt würden, so würde der Staat dabey weit mehr Vortheil in einem Jahre haben, als jetzt in zwanzig.

#### S. 4.

An den mehrsten Orten finden sich Liebhaber zu solchen Stühbüschen, entweder auf

gewisse Jahre zu pachten, oder auch gegen Meyerzins. Vor kurzem hatte ich Gelegenheit dies recht auffallend zu bemerken. Es wurde mir aufgetragen, einen Stühbusch zu vertheilen, der theils auf gewisse Jahre meistbietend verpachtet; — theils zum Erbmeierrechte eingethan wurde.

Hier zeigte es sich offenbar, wie begierig die Menschen nach diesen wüsten, seit manchen Jahren nichts eintragenden Grundstücken waren; sie bezahlten für den Morgen von 120 Quadratruthen, jährlich über 4 Rthlr. Pacht; solallch bringt jetzt 1 Morgen mehr ein, als sonst der ganze Traktus von 50 Morgen in 1. bis 12 Jahren eingebracht hat.

Solche Plätze giebt es viele, die unter den Namen Forstgrund das Recht haben, unbenutzt liegen zu bleiben; so wie die Inhaber der sine curen in England, bey Einfreihung guter Pfründe nicht zu arbeiten nöthig haben.

Man wird hier einwenden: daß durch Ausrodung des Stühbusches und der schlechten

Waldungen der zu befürchtende Holzmangel vermehrt werde. Dies ist aber ein ganz nichtiger Einwand, denn der Stühbusch bleibt wie er ist, und liefert kein Holz zum Verkaufe. Forstverständige und vernünftige Oekonomen, sehen es wohl ein, wie unendlich viel vortheilhafter solche Gegenden benützt werden könnten; nur Hirschgerichte Jäger würden gewaltig dagegen protestiren.

§. 5.

Man kann es bald merken, ob das Holz auf dem Boden, wo es wachsen soll, oder der eigentlich zum Holzwuchs bestimmt ist, Geheyhen hat oder nicht. Ist das letztere: so wäre es immer sehr vortheilhaft, daß das Holz rein abgetrieben, und der Platz der vielleicht zum Ackerbau vortheilhaft seyn kann, vertheilt, und gegen einen andern, der zum Holzwuchse vortheilhafter liegt, umgetauscht werde. Jedoch aber würde eine solche Untersuchung, erst dann von Nutzen seyn, und füglich geschehen können, wenn die allgemeine Vertheilung vorgenommen, weil so dann manches Herkommen und Gewohnheitsrecht ausgeglichen werden muß; denn einige Dorfschaften haben das Recht, in Waldungen ihr Vieh zu hüten, wodurch das Aufkommen, besonders junger Bäume,

gewaltig gehindert wird, und folglich doch mit der Zeit abgeschafft oder ausgetauscht werden muß, wenn wirklich gutes Holz gezogen, und das schnelle Wachsen befördert werden soll. Diese Prozedur würde an manchen Orten von ungemeinen Nutzen seyn.

### §. 6.

Durchgängig findet man im Bremenschen auf der Seeft, guten Sandboden mit mehreren andern Erdbarten vermischt; Anmoorigten Boden, das ist: grauer Sand mit Moorerde vermischt; Leim oder lehmigten Boden mit Sand; — und Moor. Letzters ist wieder sehr verschieden; es giebt ganz Pechschwarze Moorerde, die getrocknet, sehr hart und spröde ist, enthält viel Schwefel, brennt daher als Torf ungemein helle, giebt viele Hitze, verursacht aber einen unangenehmen Geruch, und betäubenden Dunst. Dies ist die unfruchtbarste Moorerde, worauf keine Früchte gedeihen; aber desto sorgfältiger muß man sie als Feuermaterial benutzen.

Die braune Moor- oder Torferde, ist als Brennmaterial nicht so gut wie die vorige, ist getrocknet auch  $\frac{1}{2}$  leichter, nicht sehr hart; und man kann schon verschiedene Früchte, als: Kartoffeln,

Buchweizen, Habern, und gedüngt auch Moorsroggen darauf bauen.

Die ascharane Moor- oder Torferde ist getrocknet, die leichteste Erdart von allen; als Kitchens feuermaterial betrachtet, ist sie nicht viel werth, verbrennt zu schnell, und läßt weiße Flockenasche, die in die Höhe steigt und viel Staub macht, zurücke, ist aber zu Kalk- und Ziegelbrennereyen sehr gut zu gebrauchen. Zum Ackerbau ist dies bey weitem die beste Moorerde; denn nicht nur Kartoffeln, Buchweizen und Haber — sondern auch Roggen und Weißhabern gedeyhet in diesem Boden vortreflich, und findet sich nach meiner Bemerkung am häufigsten in der Nähe von großen Flüssen.

S. 7.

In verschiedenen Orten auf der Geest im Bremenschen findet sich unter der guten Bauerde, gelber unfruchtbarer Sand; daher muß sich ein guter Landwirth sorgfältig hüten, daß er nicht zu tief pflügt, weil sonst die unfruchtbare Erde heraus gebracht wird. Allein ich habe bemerkt, daß es sehr vortheilhaft ist, wenn solches Land in der dritten oder vierten Gaer, oder das Jahr vorher, wenn es gedüngt werden soll, ziemlich tief gepflügt, und mit Buchweizen bestellt wird; sodann be-

Könnt das Land nicht nur tiefere Bauerde, sondern es wird dadurch auch reiner von den Unkräutern, Korn- und Wucherblumen, Heberich (Röblich) (*Raphanus raphanistrum*) und Quecken (*Triticum repens*). Allein auf diese Verbesserung wird im Bremenschen nicht stark gesehen, daher ist das Land an allen Orten ohne Ausnahme gewaltig unrein, so daß fast auf allen Aeckern eben so viel Queckengras, Kräuter und Blumen als Korn wächst. Da es aber auffer Zweifel ist, daß die Unkräuter dem Boden viele nährende Theile entziehen, die dem Kornwuchse besser Gebeyhen geben würden: so vermuthete ich fast, daß das englische Drillwesen hier von vorzüglichem Nutzen seyn würde. Man hat hier eben das Prinzip, daß es vorthellhaft sey, den Boden nicht müde zu machen, sondern mit allerley Unkraut begabt, zu pflügen und zu bestellen. Hierin läßt sich nun durchaus nichts abändern, sondern man pflügt so wie vor 100 und mehr Jahren, und wer dagegen handelt, wird zum Gegenstand des Gesprächs und der Spöttey. Es sind also nur die Verbesserungen der Landwirthschaft in den neu ausgebrochenen Ländereyen vorzunehmen.



## §. 8.

Diejenigen Gemeinheitstheile, welche bisher nur zum Heidehieb und zu Schafweiden benützt wurden, haben unter der Oberfläche gemeiniglich Der, Ortstein, das ist eine harte unfruchtbare Erdart, die das auf der Oberfläche befindliche Regenwasser nicht durchziehen läßt, und daher, so lange dieser Ortstein nicht gebrochen wird (welches an einigen Orten mit dem Pfluge geschehen kann) ist er zu Erzielung der Früchte unbequem. Aber die Erfahrung bestätigt es, daß dieser Ortstein, wenn er auf die Oberfläche gebracht, von der Sonne und vom Frost ganz mürbe gemacht wird, zu einem guten fruchtbaren Boden umgeschafft werden kann, worauf alle Arten von Produkte zu erzielen sind. Hievon könnte ich unzählige Beyspiele anführen, aber, damit ich nicht in eine weitläufige Erzählung, der Verfahrensart dieser Kulturübung gerathe, will ich nur bloß auf die urbar gemachten Neubauer-Gärten verweisen, von denen ehemals, die mehresten unter ihrer Oberfläche diesen Ortstein enthielten, der aber gebrochen, und zu fruchtbarem Lande umgeschaffen wurde.

Dieser Theil der Gemeinheiten aber ist es nicht allein, wo wichtige Verbesserungen gemacht werden könnten; sondern viele Dörfer haben einen weit beträchtlichen Theil ammorigten und morastigen Boden, welche zu karglichen Viehweiden benutzt werden, die aber zu diesem Zwecke eigentlich ganz unnütz sind. Denn man bedenke: im Frühlinge, wenn die Winterfeuchtigkeiten hier noch in reichem Maaße vorhanden sind, wird das Vieh schon hinein getrieben, der Boden ist zu weich von der Nässe, und wird, wenn das Vieh nur einmal herüber geht, ganz herum gerissen, und einem sterilen Morast ähnlicher als einer Weide, daher kann bey so bewandten Umständen ein Flächeninhalt von 4 bis 5 Morgen nur ein Stück Hornvieh karglich ernähren, wo nach geschehener Vertheilung bey einer bessern Kultur, jeder Morgen oder 120 Quadratruthen ein Stück Hornvieh ernähren würde. Es macht in der That einen äußerst unbehaglichen Eindruck auf den Mann von ökonomischen Kenntnissen, wenn er sieht, daß solche unansehbare, vortrefliche Pläne so unwirtschaftlich benutzt werden; die bey einer andern Behandlung so reichlich die darauf verwandte Mühe und Kosten belohnen würden. Die Ursache solcher Vernach-

lässigkeit, liegt einzig und allein darin, daß es  
 Gemeinheit ist. Seit Erschaffung der Erde  
 hat keine thätige Hand daran gebessert; noch ge-  
 wirkt, sondern bleibt sich immer selbst überlassen.  
 Das einzige was allenfalls geschieht, ist: daß  
 ein Damm hindurch gemacht wird, worauf das  
 Vieh hineingetrieben, welches denn von allen Sei-  
 ten den Boden desto eher betreten und umhacken,  
 und folglich für den ganzen Sommer verderben  
 kann. Wird der Boden durch beständiges Um-  
 hacken des Viehes, und eintretenden Regen zu-  
 kohlgt und tief, so vereinigen sich dann die In-  
 teressenten dahin, daß sie sich ein Corps nach der  
 Weide verfügen, und in den tiefsten Stellen Erde  
 eindeichen, welches sie specken nennen, und glau-  
 ben nun Wunder, welche wichtige Verbesserung  
 sie gemacht haben, wenn das Vieh vermögend  
 ist, sich durch den Sumpf allein hindurch zu  
 arbeiten.

§. 10.

Wenn solcher sumpfiger, anmorigter Boden ver-  
 theilt und mit Abzugsgräben durchschnitten würde!  
 so würden nicht nur durchaus ganz vortrefliche  
 Viehwelken werden, die 2 bis 3 mal so viel Vieh  
 als igt reichlich ernährten; sondern man könnte ihn

auch zum Körnerertrag ganz vortreflich benützen, folglich in so viele Koppeln zerlegen, daß mit Kornbau und Graswuchs gehörig abgewechselt werden könnte. Allein hler will der Landmann zur unrechten Zeit mit dem Boden geizen, und siehet daher die so nothwendigen Abzugsgräben als einen unerfesslichen Verlust an, da doch vom ganzen Inhalte nicht mehr als  $\frac{1}{2}$  durch die Gräben verloren gienge, und  $\frac{1}{2}$  tel zu guten Weiden und zu Fruchtetragenden Boden übrig blieben. Wie groß ist dieser Vortheil im Vergleich gesetzt, mit der jetzigen Gemeinheit, wo nur wegen der Lokalbeschaffenheit des Bodens nicht mehr als  $\frac{1}{3}$  benützt; hingegen  $\frac{2}{3}$  von dem Viehe vertreten und umgehackt wird.

S. II.

Große Aehnlichkeit mit diesem Boden, haben die morastigen Brüche, oder die Theile der Gemeinheit, die zum Buschhieb und zur Weide zugleich benützt werden. An vielen Orten ist der Busch unter den Interessenten getheilt, die Weide aber gemeinschaftlich, beides ist von sehr geringem Werthe; denn gewöhnlich sind die Gräser im Busche unschmackhaft und von weniger Nahrung für das Vieh, und wenn eine Heerde Einmal hindurch geht, so ist der sumpfigte Boden umgehackt, und zur Weide verdorben.

Der Busch selbst ist auch nur von wenigem Nutzen; wenn ein solches Terrain getheilt und mit Gräben durchschnitten würde, so könnte eben so viel und noch mehr Busch, an den Ufern der Gräben gezogen werden, wie jetzt auf der ganzen Fläche gezogen wird. Betrachtet man die Brüche in der Ferne, so glaubt man gewöhnlich, daß der darin wachsende Busch sehr beträchtlich sey; allein bey näherer Untersuchung, und wenn man hinein geht, so findet man Lücken und verdorrte Stauden in Menge, und unter 10 Buschstauden findet sich kaum eine, die guten nutzbaren Busch hervorbringt. Geseht nun — da der Busch in vieler Hinsicht, so unentbehrlich ist, daß er eine sorgfältige Conservirung verdient — man wollte ein solches mit Busch bewachsenes Terrain zu diesem Behufe lassen; so wäre dennoch die Vertheilung und Befriedigung mit Gräben, von großem Nutzen. Erlensbusch liebt zwar einen feuchten Boden, aber doch keinen beständigen Sumpf; daher könnte man diesen seinen Platz am Ufer des Grabens anweisen, und den übrigen Theil des Bodens zu andern Behufen anwenden.

S. 12.

Ganz unfruchtbarer Sandboden findet sich im Bremenschen gar nicht. Zwar trifft man in eini-

gen Gegenden, z. E. im Gowerlchte Achim \*), im Amte Ottersberg, im Amte Zeven u. s. w. ziemliche Strecken von Sand an, die bis jetzt noch nicht urbar gemacht sind; allein nach der Vertheilung wird man solche Plätze gewiß zu benutzen wissen, denn vielfältig liegt einige Fuß unter dem Sande, Thon, der wenn er heraus gebracht und mit dem Sande vermenget wird, einen guten fruchtbaren Boden geben wird. Die wohlschmeckenden Ottersberger Rüben, werden in ganz sandigem Boden gebauet.

S. 13.

Kalkerde, Gyps und Kreide findet man im Bremenschen gar nicht. Mergel auch nicht, wenigstens nicht von Bedeutung, und äufferst selten. Daher müssen wir diese Mittel, den Boden zu verbessern, gänzlich entbehren. Einige Liebhaber der Oekonomie haben zwar von dem Fischerschen Düngungsmittel Gebrauch gemacht, allein man

\*) Warum man hier im Sande, in der Nähe einer großen Stadt, keinen Fichten- und Tannenwald anlegt, oder Birken und italienische Pappeln anzieht, ist mir unbegreiflich! Ich glaube, es geschieht in der Absicht: unsern Nachkommen Gelegenheit zu lassen, auch Verbesserungen vornehmen zu können.

hört von dem daburch bewirkten Nutzen nur wenig: Ich bin jetzt auch im Besitze dieses so wichtig gemachten Geheimnisses, habe aber bis jetzt noch keinen Gebrauch davon gemacht. Da ich dies Mittel zufälliger Weise erhalten, ohne das Gelübde der Verschwiegenheit und Geheimhaltung abgelegt zu haben, — und da vermuthlich dies Mittel, dem Erfinder eine hinlängliche Anzahl Louisd'ors wird eingebracht haben, so trage ich kein Bedenken, solches hier öffentlich mitzutheilen. Es besteht aus folgendem:

„Man schüttet 8 Pfd. Wasser und 1 Pfd. „Eisen Vitriol (je nachdem man) viel oder wenige „Düngmittel machen will, vermehrt oder vermindert dies, jedoch mit Beybehaltung dieser „Proportion) in ein Fass, und läßt es eine halbe „Stunde stehen. Darauf wirft man in diese „Vitriollauge, so viel frischgebranten Kalk, daß „er noch von der Lauge bedeckt bleibt. Nach einer „viertel Stunde wirft man diese Mischung heraus „und arbeitet sie gehörig durcheinander, und kann „nun entweder gleich, oder auch nachher auf einen „Acker gebracht werden.“

„Noch besser ist gebranter Gyps oder Gyps „stein, oder Mergel und Vitriol.“

Seber der dies Düngungsmittel haben wollte, mußte 1 Louisd'or pränumerando bezahlen, und an Eidesstatt versprechen, es nicht bekannt zu machen. Die Bestandtheile sind von der Art, daß sie gewiß vorthellhaft auf den Boden wirken werden. Nur ist die Frage: ob es im Bremenschen nicht zu kostbar wird.

Da uns die Erbsarten, welche in andern Gegenden mit großem Nutzen zur Verbesserung des Bodens angewand werden, fehlen, und wir uns also bloß auf dem Viehdünger einschränken müssen: so ist natürlich die Kunst, recht vielen und guten Dünger zu machen, die Hauptquelle der verbesserten Landwirthschaft, der Wohlhabenheit und des Reichthums. Hierzu wird erfordert die Aufhebung und Vertheilung der Gemeinheiten, und die Einführung der Stallfütterung. Ich glaube, daß man über diese Gegenstände nicht sorgfältig und ernsthaft genug nachdenken könne, weil dadurch allein, das Herzogthum Bremen sehr blühend und wohlhabend werden kann.

Es sind Dörfer genug, wo die Einwohner wegen schlechter Weiden, nur wenig und kleines Vieh halten können, wo das Vieh den ganzen Sommer in der Helde, oder im Bruche, oder auch im Moore seinen karglichen Unterhalt suchen



muß. In Wiesenwachs fehlt es solchen Dörfern  
 auch, folglich kann auch nur wenig Vieh im Win-  
 ter aufgestallt — wenig und schlechter Dünger ge-  
 macht — und also auch wenig Korn gebauet wer-  
 den. Der Acker wird nie stark genug gedüngt,  
 und durch die vielen, nach einander, von einerley  
 Fruchtart weggenommenen Saaten, wird der  
 Boden immer mehr ausgefogen, bis er endlich  
 aller Vegetationskräfte beraubt, so wenige Körner  
 produziert, daß davon nicht mal die Bestellungs-  
 Kosten bezahlt werden können. Von alten, bey  
 landwirthschaftlichen Geschäften grau gewordenen  
 Hauswirthen, habe ich vielfältig gehört, daß der  
 Acker jetzt bey weitem so fruchtbar nicht sey, wie  
 in den Zeiten ihrer Jugend; sie führen dabey Nec-  
 kenumstände an, die ihre Aussagen sehr bewahr-  
 heiten, nemlich: sie zeigen, und nennen die Aecker  
 wo 4 Himten Roggen eingesäet worden, und wo  
 von sie gewöhnt wären nicht unter 48 bis 50 Him-  
 ten zu erndten. Von eben diesem Acker würden  
 jetzt kaum 20 Himten geerndtet. Auch hätten die  
 kleinen Knechte (Lötje Knechte) die den Nießbrauch  
 von einigen Stücken Haberland anstatt des Lohns  
 bekommen, von 4 Himten Aussaat 72, 80 bis  
 100 Himten geerndtet. Diese Fruchtbarkeit hätte  
 sich aber gänzlich verlohren. Allein dies kommt

eben davon, was ich oben erzählt habe. Denn gewöhnlich ist das Verhältniß des Ackerbaues zur Viehzucht gar nicht so, wie es in einer wohlgeordneten Oekonomie seyn sollte, die Viehzucht und der davon gewonnene Dünger ist geringe, und doch soll und muß, weil die Gewohnheit es so will, und weil der Nachbar es auch so macht, so und so viel Acker bestellt werden. Nun wird das Land 3 — 5 mal nach einander mit Roggen besät, dann mit Habern einige Jahre, oder auch mit Buchweizen; und nun ist der Acker völlig erschöpft, und muß dreiesch liegen, oder stark gedüngt werden.

Durch solche Bewirthschaftung kommt der Landmann in den schlechten Gegenden, oder in solchen Gegenden, wo zwar gutes Feldland, aber wenig Weiden und Wiesenwachs ist, immer mehr zurück, welches nicht geschehen würde, wenn er Gelegenheit hätte, den Kleebau und die Stallfütterung einzuführen.

## S. 14.

Diese wohlthätige Einrichtung hat aber noch mit gewaltig vielen Hindernissen zu kämpfen, und es ist zu vermuthen, wenn es der Willkühr der Einwohner überlassen bleibt, daß das neunzehente Jahrhundert noch erst gemächlich vorbey schlendert,

ehe der Landmann recht dazu geneigt wird. Erfolg aber eine höhere Einwirkung, die aber nur so von ungefähr und absichtlich kommen müßte. dann könnte gewiß diese Goldgrube in wenigen Jahren eröffnet werden.

Ich will die Haupthindernisse, die dabey obwalten, hier aufzählen, vielleicht daß auf eine oder die andere Art hiezu Rath zu schaffen wäre. Mit Recht steht unter diesen Haupthindernissen die vermaledeiete — alles Gute in der Landwirthschaft hindernde Stoppelhud oben an; so lange die nicht ganz aufhört, ist gar an keiner verbesserten Landwirthschaft, an Kleebau und dergleichen, zu denken. Sie, die Stoppelhud ist die wahre Pest der Landwirthschaft; so bald der Roggen gemähet und gehockt oder geschockt ist, wird auf den Aeckern gehütet, dies geschiehet mit großer Nachlässigkeit, und viel Korn wird dadurch verderben. Mit den Sommerfrüchten, als Gersten, Habern und Buchweizen muß man eilen, und eher abmähen als es gehörig reif — und einscheuren ehe es trocken ist. Und nun geh das Vieh überall, größtentheils Hirtenlos, und das Feld ist bis Martini als Gemeinheit anzusehen, und an vielen Orten ist es hergebracht, daß vor Bartholomäustag nicht wieder gepflügt werden darf. Kurz vor und nach

Michaeltis wird das Winterfeld wieder bestellt, welches, wenn der Saame aus der Erde kömmt, von Pferden, Hornvieh, Schaafen, Schweinen und Gänfen, nach Belieben zertreten und ausgefressen wird; und diese Gewohnheit wird nicht gehemmt, nicht abgeschafft. Nur bloß ein Befehl von Oben kann diesen Unfug abschaffen. Wenn nun in einer solchen Gegend auch einzeln tüchtige und einsichtsvolle Landwirthe angetroffen werden, was sollen die gegen die Allgewalt der Gewohnheit wirken. An Kleebau auf dem Felde ist, aus vorhin angeführten Ursachen, gar nicht zu denken, folglich kann ein Individuum hier gar nichts zur Einführung der Stallfütterung beitragen.

## S. 15.

Als zweytes Haupthinderniß gehört hierher: daß die Landwirthschaftlichen Dienstbothen so rahr sind und so kostbar werden. Tausend — und mehrere tausend Morgen liegen oft bey kleinen Dörfern in wenig benutzter Gemeinheit, — und unsere arbeitsamste Volksklasse hat kein Plätzchen wo sie ihr Haupt hinlegt. Was Wunder, wenn der deutschkräftige Sohn des Häuslings, Neubauers, Röthners und andere, die in ihrem Ba-

terlande, wenig zu hoffen und nichts zu verlieren haben, sich ein anderes Vaterland suchen, sich nach England, Holland, Hamburg und Bremen begeben, wo solche deutschredliche, bey Arbeit und frugaler Mahlzeit groß gewordene Menschen, sehr willkommen zu seyn pflegen; und weil sie an Sparsamkeit gewöhnt sind, sich gutes Geld verdienen, womit einige wieder zu Hause reisen, wenn noch daselbst ein verschuldetes väterliches Erbe zu hoffen ist; Andre weit, die mehrsten aber bleiben weg, und deren gutes Fortkommen in der Fremde, reizt immer mehr jungen Leuten, auch mal ihr Heil in der Fremde zu versuchen. Viele dieser Auswanderer, wenns mir erlaubt ist diesen Ausdruck zu gebrauchen, — sind über alle Vorstellung glücklich gewesen; mehrere die ich persönlich gekannt habe, die in ihrem Vaterlande keinen Fußbreit Eigenthum zu hoffen hatten, sind im Auslande sehr wohlhabende Männer geworden, die 30, 40 bis 100,000 Rthlr. Vermögen hinterließen; wenn, durch solche Beyspiele ermuntert, jährlich mehrere junge Leute den Wanderstab ergreifen, und in die Fremde gehen: so ist es nicht anders möglich, die Dienstbothen werden rahr, und mithin der Tagelohn sowohl, als der jährliche Lohn, muß immer höher steigen.

Dieser Mangel an landwirthschaftlichen Diensten; ist eigentlich nach dem gewöhnlichen Maassstabe, nicht Mangel der Bevölkerung dieses Landes, wie wohl ich nicht leugnen will, daß noch mal so viel Menschen hier leben können; sondern die vielen, nahegelegenen auswärtigen Nahrungs- zweige verursachen, daß selbst eine große Anzahl im Lande lebender und wohnender Menschen, für einländische Geschäfte besonders der Landwirthschaft so gut als verloren sind. Denn man werfe nur einen flüchtigen Blick zu den Ufern der beiden Hauptflüsse des nördlichen Deutschlands, der Elbe und Weser, die das Herzogthum Bremen einschließen, wodurch diese Provinz von der Natur zur Seehandlung bestimmt zu seyn scheint, und sehe die Menge von Menschen, die von der Seefahrt leben. Man durchlaufe in einer Schnelle, die Gegend von Buxtehude, das alte Land, die Gegend um Stade, das ganze Land Rehdingen, Land Hadeln hinunter; wieder herauf durchs Land Wursten, Bremerlehe, (wo ein wichtiges Handlungsetablissement angelegt werden kann,) Osterstatische, das Amt Hagen, Gericht Meyenburg, Amt Blumenthal bis Begesack, ja bis Bremen herauf, und sehe die vielen kleinen, zum Theil recht zierlichen und bequemen Häuser, worin lau-

ter Menschen wohnen, die von der Schiffarth leben, und deren Hände alle den landwirthschaftlichen Geschäften entzogen werden, welches Meistenweit auf der Geseft gefühlt wird. Dieser rühmliche Gang zum Seewesen ist hier überall anzutreffen, und ist gleichsam Stamms-Charakter der Nachkommen der großen Chauzen. So wenig sie die blutige Ehre des Krieges andern mißgönnen, so selten einer zum Militärstande Lust hat, und solchen freywillig wählt; so gern und willig so muthig und froh gehen sie der Mühe- und Seefahrsvoller Laufbahn des Seewesens entgegen. Hieraus ist also unpartheyisch zu schließen, daß es keine Poltronerie ist, wenn der Bremenser so große Abneigung hat, Soldat zu werden, sondern daß er ganz andere Ursachen hat, diesen Stand nicht zu ergreifen. Diese, von der Schiffarth lebenden Menschen, engagiren so, wie die Schiffarth florirt, oder stockt, jährlich mehr oder weniger junge Leute, so daß es für die Landwirthschaft oft recht fühlbar wird. Allein, dessen ohngeachtet, ist diese Beschäftigung in physischer Hinsicht ungemeyn vorthellhaft, und befördert Wohlhabenheit und Flor mancher Geschäfte bis zum Erstaunen. Das zur See oder durch die Schiffarth überhaupt verdiente Geld, wird größtentheils im Lande von

den Frauen und Kindern der Seefahrer wieder in Zirkulation gebracht, der Krämer, der Landwirth, der Fuhrmann, alle profitieren davon. Nur Schade — daß nebst dem auswärtigen Gelde, auch auswärtige Laster und Sittenlosigkeit, so häufig unter die sonst noch so religiösen Landleute, verbreitet werden.

Eine andere Ursache des Mangels an landwirthschaftlichen Dienstbothen ist weniger lobenswerth, sie hat faule Gemächlichkeit und Liebe zu einem unabhängigem Leben zum Grunde. Viele Personen, deren Stand und Vermögensumstände es eigentlich erfordern, Dienstbothen zu werden, setzen sich lieber, wie sie zu sagen pflegen, auf ihre eigene Hand, behelfen sich karglich, werden Hollandsgänger, oder verdienen ihr Brod mit Dreschen in den Maschgegenden, wo sie sich endlich Maschfieber und einen ungesunden Körper herholen, und dann Zeitlebens in Dürftigkeit bleiben. Andre bleiben lieber bey ihren Eltern sitzen, helfen denen ihre mageren Bissen verzehren, und treiben gern das Nebengewerbe der Wildddieberey, und etwas Stricken (Knütten, Breyen), und bleiben bis in ihre männlichen Jahre träge, unthätige Müßiggänger, die nie landwirthschaftliche Arbeiten gehörig gelernt haben, folglich nur selten als



Tageelöhner zu gebrauchen sind. Wenn also der Mangel landwirthschaftlicher Dienstbothen männlichen Geschlechts, und daher die starke Erhöhung des Tages- und jährlichen Lohns, stark geküßt wird, so ist dies eben nicht sehr zu bewundern, und hat größtentheils, wenn ich das letztere abrechne, gute Ursachen. Allein was soll man sagen, wenn fast noch mehr Klagen über den Mangel an weiblichen Dienstbothen gehört werden. Nach den verschiedenen Geburtslisten die ich vor mir habe, die ziemlich mit Süßmilchs göttl. Ordnung harmoniren, müßten wir im Herzogthume Bremen, wo so viele Personen männlichen Geschlechts zur See dienen; so viele wie schon oben gesagt, in auswärtigen Ländern und benachbarten Städten bleiben, auch jetzt einige in Militairsdienste genommen sind, weit mehr Personen weiblichen als männlichen Geschlechts haben, da diese doch nicht zur See gehen, und auch in auswärtigen Zuckerfabriken nicht gebraucht werden. Hier ist also die Frage: Woher entsteht denn der Mangel an weiblichen Dienstbothen? Hier sind folgende Hauptursachen anzugeben, die diesen Mangel herbeiführen:

1) Die greuliche Sittenlosigkeit die von Jahr zu Jahrzehnt immer ärger um sich greift, und dem menschlichen Geschlechte einen totalen Ruin droht, ist die Hauptveranlassung, daß die Zahl der weiblichen Dienstbothen immer kleiner wird; und so lange die unnatürlich: vornehme Mode nicht abkümmt, daß Hamburg und Bremen eine Menge üppiger Ammen in sauler Gemächlichkeit schwelgerisch füttert, die nachmals die feinern Wollüste des Städters auf ihr Dorf bringen und daselbst verbreiten, und also die Sittenlosigkeit vermehren; — wird diesem stark einreißenden Strome verborbener Sitten, nicht leicht ein Riegel vorzuschieben seyn. Es ist gewiß sehr reizend für das junge rasche Dorfmadchen, welches bey magerer Kost und saurer Arbeit, für geringen Lohn ihrem Brodherrn dient, wenn es hört und sieht, daß seine geschwächte Schwester als Amme, eben so gemächlich und lucker, als seine Gebieterin, lebt; und noch dazu ein gutes Stück Geld verdient \*). Da nun wie bekannt, das gemeine Volk, im Müßiggange, Schlafen, Essen und Trinken, seine größte Glückseligkeit sucht, und solches alles in dem Ammendienste vereinigt antrifft; so sehe ich

\*) Im Jahre 1796 dienten 8 Personen aus einem Kirchspiele als Ammen in Hamburg.

gar nicht ein, wodurch diesem moralischen Uebel gesteuert, und die daraus erwachsenden physischen Uebel für den Staat weniger schädlich gemacht werden können.

Die zweite Ursache ist die schnelle, durch temporelle Umstände herbeigeführte Wohlhabenheit. Es setzen sich sodann auch viele Personen vom weiblichen Geschlechte auf ihre eigene Hand, oder da es jetzt gute Zeiten sind — so bleiben sie bey ihren Eltern, wo ihre Arbeiten unbedeutend sind.

3) Die haussirende Betteley entzieht den landwirthschaftlichen Geschäften manche thätige Hand des weiblichen Geschlechts. Nicht nur alte abgelebte, zu landwirthschaftlichen Arbeiten unvermögende Personen, gehen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus und betteln; sondern auch Kinder beyderley Geschlechts, treiben vom 6ten bis zum 12ten, 13ten, 14ten Jahre dasselbe Geschäft, und weit die wenigsten davon — weil sie an Nichtsthun gewöhnt sind — werden gute, zu landwirthschaftlichen Geschäften, taugliche Dienstbothen. — Doch — ich lasse den Vorhang fallen, um diese Uebel nicht länger zur Schau zu stellen. Wer die goldnen Zeiten erlebt, daß die Industrieschulen

allgemein eingeführt sind, der wird die Freude haben zu sehen, wie riesenschrittig das menschliche Geschlecht veredelt; wie thätig und industriös es werden; und wie bald alle Betteley, aller Mangel an arbeitsamen Menschen aufhören werde.

S. 16.

Aus diesen Gründen ist es also reine Unmöglichkeit, die Stallfütterung so bald allgemein einzuführen. Dies hindert auch vor der Hand noch nichts, nur baue man Futterkräuter, so kann dessen ohngeachtet doch eine sehr vortheilhafte Veränderung in dem landwirthschaftlichen Betriebe vorgenommen werden.

Die erste und hauptvortheilhafte Veränderung ist die Theilung der Dorfsgemeinheiten, damit jeder Landwirth seine ihm privatis zukommende Theile erhält, ohne alle Rücksicht auf die Einführung der Verkoppelung; — denn sonst wird dem Landmann das Ding zu bunt, er kann es alles nicht auf einmal begreifen, und soll blindlings dem Manne in seiner Ackerwirthschaft folgen, dem er gar keine Kenntnisse davon zutraut, weil er nicht selbst ackert und den Pflug regiert, und er hat mannigmal hierin nicht unrecht. Also man vertheile die Gemeinheit so simpel weg, ohne alle

Nebenabsichten; bezeichne eines jeden Theil mit Pfählen; und überlasse es der Willkühr der Interessenten, es zu benutzen wie sie wollen. Es wird kein Jahr vergehen, so wird der gute Landwirth schon einsehen, auf welche Art er seinen ihm zugefallenen Theil aufs vortheilhafteste benutzen kann; und der schlechtere Landwirth wird nachfolgen. Hiebey ist aber sehr sorgfältig zu verhüten, oder besser von Obrigkeit wegen festzusetzen: daß die Interessenten, wegen Benutzung der ihnen zugefallenen Theile keine Verträge machen, oder wenn sie sie machen, daß solche null und nichtig sind; als z. E. daß einige Interessenten zusammentreten und sich verbindlich machen: ihre zusammenliegenden Theile wie bisher in Gemeinschaft zur Hub und Weide liegen zu lassen; denn dadurch würde immer das Gute, welches der eine oder der andere vornehmen wollte, gehindert; sondern es muß jedem das Recht unbenommen bleiben, morgen den Platz zu befriedigen, den er heute noch mit dem Nachbar gemeinschaftlich, als Hub und Weide genützt hat.

S. 17.

Bei der Vertheilung ist aber eine sorgfältige Bonitirung des Bodens höchst nothwendig, damit

nicht einige Interessenten gefährdet werden. Die mehresten Gemeinheiten im Bremenschen sind in 5 — 6, höchstens 7 Schläge oder Theile der Bonität nach zu zerlegen, nur bey Zusammenlegung der einzelnen Theile ist immer so viel als nur möglich, auf die Entfernung vom Hause mit Rücksicht zu nehmen; so daß immer einen der entferntesten, einen der nächsten, einen der mäßig entfernten Theile u. s. w. jeder Interessente bekomme. Eben so sorgfältig müssen moorigte, ammoorigte, sandigte, leimigte und morastige Theile, — eben so Sandheide, Moorheide, Sandanger, Mooranger, Melirtenanger auf Moor und Melirtenanger auf Sandboden zusammen gelegt werden. Wenn dies alles mit gehöriger Sorgfalt und Genauigkeit geschieht, so wird keiner der Interessenten beeinträchtigt; und man kann zuversichtlich davon mit der Zeit, wenn alles zweckmäßig benutzt wird, Wohlhabenheit und Flor der Landwirthschaft erwarten.

### §. 18.

Aber leider liegt alles in einem Labyrinth, wozu man schon lange den Faden gesucht — und nicht gefunden hat. Bevor eine solche allgemeine Theilung möglich ist, muß noch vieles untersucht,

entwickelt und bestimmt werden. Die Fragen: wie participirt der volle, der dreyviertel, der drittel, der viertel, der sechstel Höfner? Was soll ein Neubauer, ein Beybauer, ein Brinkfiker haben? — machen unendliche Schwierigkeiten. Ist giebt der dreyviertel Höfner weniger Zins als der Halbehöfner, beide können aber in Ansehung der Contribution gleich seyn. Auch kann der Viertelhöfner ein Drittel, auch wohl die Hälfte an Contribution eines Vollhöfners bezahlen, und an Meyerszins kaum den 8ten Theil; welches soll nun als Norm angenommen werden, wornach die Theilung geschehen soll, die Contribution oder die Meyergefälle, oder beides zusammen, oder keines von beiden? Diese Materie verdient eine genaue Untersuchung, und muß vorher ehe was vertheilt werden kann, gänzlich ins Reine gebracht seyn, wenn nicht Prozesse, Streit und Haß, die Bauern gegen einander erbittern soll.

Einige haben die Meinung: daß das Feldland eines jeden Hofes, ein Maassstab bey der Vertheilung abgeben könne. Man soll nemlich berechnen, wie viel Dünger zur Bestellung der Aecker oder des Feldlandes nöthig ist, die bey dem Hofe gehören, und wie viel Vieh zu solchem Behuf erforderlich, und dann wie viel Flächeninhalt nöthig

ist, ein Stück Vieh zu weiden, um so dem Flächeninhalt für den ganzen Viehstapel heraus zu bringen.

Andre meinen: jeder soll für so viel Stück Hornvieh, so viel Pferde und Schaaf, an Weide aus der Gemeinheit haben, als er mit dem Futter von seinen eigenen Aecker- und Wiesen-Ländereyen durch den Winter bringen kann. Noch andere wollen die Onera publica zusammen werfen und sodann ein Verhältniß herausbringen, wornach bey der Theilung verfahren werden könne.

Wieder andre wollen nach dem seit 10 Jahren gehaltenen Viehstapel distribuiren.

Dahingegen eine andere und weit die beste Meynung dahin geht: daß die Hälfte oder  $\frac{2}{3}$  (je nachdem die Umstände hiezu rathen) den Feuerstellen gleich, — das Uebrige nach liegenden Gründen zu vertheilen.

Meine Meynung hierüber findet sich zwar im 98ten Stück des Hannoverschen Magazins vom Jahr 1798, auch die vorhergehende Meynung ist daselbst im 88ten und 89ten Stück desselben Jahrs zu finden. Dessen ohngeachtet will ich meine Meynung hier auch hersetzen, damit sie vom Publico nochmal reiflich erwogen — und dann als untaug-



sich verworfen, oder als zu solchem Zwecke brauch-  
 bar, angenommen werde. Ich halte dafür: daß  
 die ins Gleiche gebrachte Theilung die  
 billigste, gerechteste Methode sey, die bey  
 Aufhebung der Gemeinheit und Vertheilung dera-  
 selben beobachtet werden könne. Bekanntlich sind  
 in allen Dörfern und Gegenden unsers Herzog-  
 thums, die Einwohner verschieden, und haben; also  
 verschiedene Rechte, an der Huh und Weide, oder  
 der Gemeinheit, wenigstens dem Anscheine nach.  
 Mir ist auch nicht unbekant, daß die Kleinhöfner  
 an Huh und Weide und Heidehieb, dieselbe Prä-  
 tension an Qualität und Quantität machen, die  
 der Bollhöfner sich zueignet, und bisher benutzten  
 die Kleinhöfner, alles, gleich dem Bollhöfner,  
 nach eigener Willkühr ohne die mindeste Einschren-  
 kung; sie trugen, (wenigstens an vielen Orten),  
 die an der Gemeinheit verwandten Verbesserungs-  
 wie auch dieserhalb nöthigen Prozeßkosten gemeinschaftlich  
 und zu gleichen Theilen; und wenn der  
 Kleinhöfner noch bis auf den hentigen Tag, eben-  
 so viel Vieh und Pferde in die Weide treibt wie der  
 Bollhöfner, so wird ihm solches ganz und gar nicht  
 gewehret oder gehindert. — Auch sind die Kleinhöfner  
 von uralten Zeiten durch Gewohnheitsrechte,  
 und lange Verjährung, in dem unwidersprechlichen

den Besitze dieses Antheils; — welcher ihnen das durch immer mehr gesichert worden, daß sie (die Kleinhöfner) zu gleichen Theilen mit jenen, an die Verbesserung der Hub und Weide haben arbeiten müssen; und es sind so gar Beispiele vorhanden, daß in einigen Dörfern, die Kleinhöfner, durch gerichtliche Hülfe, von den Vollenhöfnern, angehalten sind, mit ihnen gleichförmig, die Verbesserung der Hub und Weide vorzunehmen. Es ist also evident wahr und liegt klar vor Augen: daß der Kleinhöfner an der Hub und Weide, oder der Gemeinheit eines Dorfs, eben dieselben Ansprüche und Gerechtsame habe, die der Vollenhöfner hat; und daß hierauf bey Vertheilung der Gemeinheit, allerdings, nothwendige Rücksicht genommen werden muß; jedoch sind hiervon gänzlich ausgeschlossen: die Neubauer, Beybauer und Brinkfiser; weil die auf altes Herkommen und Gewohnheit sich nicht berufen können, indem besonders die ersten in neuen Zeiten, erst angesetzt, und zugleich ihre Dorfsgerechtsame bestimmt erhalten haben.

§. 19.

Ich will diese Meynung nicht weiter auseinandersetzen, weil sie nichts frommet, und auch nicht pro Norma bey Vertheilung der Gemeinheiten anzunehmen ist; und will lieber von der ins

Gleiche gebrachten Theilung noch etwas beybringen, um zu versuchen, ob ich dieser Methode Deutlichkeit und Bestimmtheit genug geben kann, um danach zu verfahren.

Gewöhnlich bestehen die Dörfer aus sogenannten \*) Vollhöfner, dreyviertel, halbe, drittel, viertel und sechstel Höfner, Neubauern, Beybauer, Brinkfiser und Häuslingen. Diese 3 letztern Klassen haben gar keinen Antheil an der Haid und Weide, sondern müssen für ihr Vieh, Grasa Geld an die Weideinteressenten geben. Die vorhergehenden Klassen, machen also eigentlich die Interessenten der Gemeinheit aus, und können bey Wertheilungen nur partizipiren. Allein hier tritt die gewaltig wichtige Frage ein: Wie müssen die Interessenten partizipiren, damit niemand beeinträch-

\*) Ich weiß nicht, welchen Begriff man mit der Benennung eines vollen Hofes verbinden soll, oder wie viel Morgen Acker, Wiesen und Weiden, wie auch Heide einer besitzen muß, um ein Vollhöfner genannt zu werden. Belehrung hierüber würde mir ungemein angenehm seyn. Unter den hiesigen Bauern ist die Meynung: Ein voller Hof muß zu 365 Himptsaat Landes haben, nemlich so viel als Tage im Jahre sind. Dies ist nur bloß vom Ackerlande zu verstehen; allein von Wiesen und Weiden sagt die Tradition nichts.

tiget oder gefährtet werde? Ist die ins Gleich gebrachte Theilungs-Methode anwendbar, und worin besteht sie? Gewiß ist die ins Gleich gebrachte Theilung fast in allen Dörfern des Herzogthums Bremen anwendbar, weil sie die einfachste ist, und dem Landmanne die wenigsten Schwierigkeiten verursacht; daher ist zu vermuthen, daß die Bauern, die sich gewöhnlich gegen alles Neue, wenn's auch wirkliche Verbesserungen sind, widersetzen, dieser Vertheilungs-Methode, am ersten beyfallen. Sie besteht in folgendem:

Die Interessenten eines Dorfs müssen nach der Qualität, darin sie im Dorfe von Alters her ansäßig gewesen sind, alle gegen einander in richtigem Verhältnisse stehen oder gebracht werden.

Um dieses Verhältniß heraus zu bringen, müssen die großen oder so genannten vollen Höfe eines jeden Dorfs pro Norma angenommen, ihre ursprünglich beym Hofe gehörende Acker und Wiesen-Ländereyen abdirrt, das Produkt durch die Anzahl der Höfe dividirt werden; so ist der Quotient der Inhalt eines dieser vollen Höfe. Z. E. die Zahl der vollen Höfe sey  $a$ , ihr sämmtliches Ackerland  $b$ , und Wiesenland  $c$ , so entsteht

diese Formel:  $\frac{b + c}{a} =$  einen vollen Hof.

$\frac{3b + 3c}{4a} =$  einen  $\frac{3}{4}$  Hof,  $\frac{b + c}{2a} =$  einen

halben,  $\frac{b + c}{3a} =$  einen drittel,  $\frac{b + c}{4a} =$  einen

viertel und  $\frac{b + c}{6a} =$  einen sechstel Hof. Würde

sich nun bey der Untersuchung ergeben, daß dieses Verhältniß nicht vorhanden wäre: so müßte das Fehlende vorher von der ganzen Masse der Gemeinheit abgenommen und die Lücken damit ausgeglichen werden, darum nenne ich diese Prozedur: die ins Gleiche oder ins Verhältniß gebrachte Theilung. Wenn also auf diese Art die Kleinhöfner dazu nun wirklich gemacht sind, was sie sonst nur hießen: dann könnte erst die allgemeine Vertheilung der Gemeinheit wirklich vorgenommen werden, und zwar so, daß jeder Interessente alsdann nach seiner Qualität partizipirt. Wenn nun nach dieser Methode die Vertheilung der Gemeinheiten vorgenommen würde: so würden alle Hindernisse, alle Prozesse und Streitigkeiten, die bisher bey diesem Geschäfte vielfältig obwalteten, auf einmal gehoben seyn; dahingegen bey irgend einer andern Art zu theilen,

woben die Abgaben an Contribution und Meyersgefälle in Betracht gezogen werden, allerley Schwierigkeiten hervor gehen, die den Fortgang der guten Sache sehr aufhalten. Es muß in die Augen fallen, daß diese Methode Vorzüge hat, die man bey andern nicht findet, indessen sey es ferne von mir, der Lobreden einer Idee zu werden, die so viel ich weiß, bisher noch niemand öffentlich aufgestellt hat. Aber eine dringende Bitte an meine Leser besteht darin: diesen Vorschlag von allen Seiten aufmerksam zu betrachten, und zu erwegen: ob dieser Vorschlag realisirt werden kann, oder nicht; und ob die Realisirung desselben ad bonum Publicum gereichen werde. Nach dieser Vertheilungsart bleiben alle Interessenten in der vom Groß- und Urgroßvater her geerbten Qualität, der Baumann bleibe Baumann, und der Rothmann bleibe Rothmann. Indessen würde dieser merkliche Unterschied doch bleiben, wenn auch die Gemeinheiten auf alle Feuerstellen gleich vertheilt würden: denn man ziehe die großen, einmal voraus habenden Vorzüge, an Acker und Wiesenländereyen, der Vollhöfner in Betracht, vergleiche sie mit den geringen Besizungen, der drittel, viertel und sechstel Höfner, und man wird den Unterschied so, erstaunend finden, daß selbst bey

einer auf alle Feuerstellen gleiche Vertheilung, die Kleinhöfner noch im unbeschreiblichen Abstände, gegen die Vollhöfner bleiben. Es giebt nach meiner Ueberzeugung keine billigere und gerechtere Methode, auch keine, die so wie diese dem Landmann, der an einfache Ideen gewöhnt ist, mit Ueberzeugung vom Recht und Unrecht in die Augen fällt, als die ins Gleiche gebrachte Theilung, thut. Hier fühlt er ganz natürlich, daß: wer als ein drittel, viertel oder sechstel Höfner im Dorfe existirt, selbiger auch den so vielen Theil an Besizungen haben müste. Hat er dies nicht, so liegt vielleicht die Schuld, in der Nachlässigkeit und Trägheit der Vorfahren der Kleinhöfner, oder in der Ungerechtigkeit und Härte der Vorfahren der Vollhöfner. In beiden Fällen aber haben die Kleinhöfner ein, ihren Schaden ersetzendes Anspruchsrecht, an der Gemeinheit, worin ihr, ihnen bisher vorenthaltenes Eigenthum vorhanden ist; welches sie bey Veränderung der Dinge, zu reklamiren berechtigt sind; und wodurch kann das anders geschehen, als durch eine ins Gleiche gebrachte Theilung? —

Nachdem was ich vorhin (S. 18) gesagt habe, hätten die Kleinhöfner, mit den Vollhöfnern an Hud und Weide gleiche Rechte, die sie nach der von mir vorgeschlagenen, ins Gleiche gebrachten Theilungs-Methode aufgeben müssen; und man wird hier einwenden; daß es eine harte Zumüthung sey, wenn der Kleinhöfner anstatt  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{2}{3}$  3tel Theil zu erhalten, mit  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{3}$  und  $\frac{1}{2}$ tel zufrieden seyn soll; und daß es ungerecht sey, diesen Leuten  $\frac{2}{4}$ ,  $\frac{2}{3}$  und  $\frac{1}{2}$ tel Theile aus den Händen zu spielen. — Allein hierbey muß man folgendes sorgfältig erwegen, so wird dieser Anschein von Härte und Ungerechtigkeit gänzlich gehoben; denn: die Kleinhöfner verlieren nicht  $\frac{2}{4}$ ,  $\frac{2}{3}$  und  $\frac{1}{2}$ , wenn sie von der ganzen Masse der Gemeinheit, mittelst der ins Gleiche gebrachte Theilung so viel voraus erhalten, daß sie wirklich in rerum Natura das werden, was sie bisher nur hießen; und dieser Ersatz wird gewiß ziemlich bedeutend seyn; und ich kann mit vieler Wahrscheinlichkeit versichern, daß die Kleinhöfner mit dieser Vertheilungs-Methode zufrieden seyn werden. Ferner bedenke man: daß der Vollhöfner sehr wichtige Gründe, jenen entgegen setzen kann, um ihn das gleiche Anspruchs-



recht, an der Gemeinheit streitig zu machen; sie waren unstreitig die ersten Dorfsbewohner, die in alten Zeiten den alleinigen Nießbrauch von den Commünen hatten, dies beruhete freylich nur auf Annahmung und konnte so nicht bleiben, wenn nicht die Bevölkerung des Staats sehr sollte gehemmt werden. So wie nun noch mehrere an demselben Orte, entweder mit Gewalt oder durch Verträge die vermuthlich auf eine deutsch-redliche Art mittelst eines Handschlags, ohne Feder, Dinte und Papier mögen gemacht seyn, anbaueten; so trat der neue Colonist mit in den Nießbrauch der Gemeinheit, wie viel oder wenig ein solcher Neuling davon benützen sollte, davon sagt die Tradition nichts, und an schriftlichen Nachrichten aus jenen Zeiten der ersten Entstehung der Dörfer im Bremischen fehlt es ganz. Allein das einzige was sich aus jenen Zeiten, als Urkunde erhalten hat, ist die Benennung von ganzen, halben, drittel, viertel und sechstel Höfen. In dieser Benennung liegt wirklich der deutschtrauliche Urvertrag unserer Vorfahren zum Grunde, und wir würden unrecht handeln wenn wir davon abgingen, die Umstände mögen sich seitdem modificirt haben wie sie wollen.

Ueberall muß bey Aufhebung der Gemeinheit, und Vertheilung derselben, beständig die Billigkeit der Maasstab seyn, wornach diese dem Menschen so wohlthätige Prozedur vorgenommen wird.

Das erste was bey Vertheilungs- Angelegenheiten festgesetzt werden muß, ist: durchaus keine Justiz- Sache. Denn hätten die Partizipanten die Erlaubniß, ihre Einwendungen der Justiz vorzulegen, Schikandsen und Geldhungrigen Anwälden in die Hände zu fallen — dann sey Gott gnädig dem armen ins Labyrinth gerathenen Landmanne! Welch ein Unheil würde daraus erwachsen, für die thätigste arbeitssamste Klasse des menschlichen Geschlechts. Weit am glücklichsten wäre sodann Staat und Menschheit, nie an Vertheilungs- Angelegenheiten gedacht zu haben. Denn wie morallisch verborben, wie ganz dem Gesöff ergeben, der Bauer durch Prozesse wird, davon kann sich jeder überzeugen wer nur will. Durchaus keine Justiz- Sache, — auch dann nicht, wenn ein oder der andere Theil beeinträchtigt zu seyn glaubt, — sondern man erlaube solchem, eine Untersuchungs- Commission auf den Mann auszubitten zu dem er Vertrauen hat. Die Justiz

Kann in diesem Falle auch nichts entscheiden, denn weder der Vollhöfner noch der Kleinhöfner, kann seine Behauptung so evident wahr machen, daß ein Spruch Rechtens mit Sicherheit darüber abgelaßen werden kann.

Die Hauptsache beruht darauf: daß zu diesen Vertheilungs-Geschäften Männer von Kenntnissen, unpartheyisch und unbestechbar, mit recht deutsch-redlichen Gesinnungen, angeseht werden, deren Bestreben es ist: die Wohlfahrt aller im Staate, mit allen Kräften zu befördern; sodann leidet es keinen Zweifel, daß diese Sache für Staat und Menschheit gleich wichtig werden kann.

Der Vollhöfner beruft sich auf den wichtigen Grund: „Er trage die größten Lasten des Staats, ihm gebühre daher als größter Interessente, ein größeres Anrecht an den Dorfs-Gemeinheiten“ — und wer will diesem wahrhaft gerechten Einwande widersprechen. Indessen kann dieser Einwand, doch der ins Gleiche gebrachten Theilungs-Methode, durchaus nicht hinderlich seyn. Denn

man braucht nur eine andre Repartition der öffentlichen Abgaben eines Dorfs vorzunehmen, und setze nun diese Abgaben in gleiches Verhältniß, mit dem angenommenen Prinzip, wornach die Theilung vorgenommen worden, so wird der halbe Hof, die Hälfte, der drittel Hof den dritten, der sechstel Hof den sechsten Theil der öffentlichen Kosten eines vollen Hofes zu tragen verbunden seyn. Die Meyergerfälle sind keine öffentliche sondern privat Abgaben, die jeder Besitzer eines Meyergerths für die ihm meyerrechtlich eingegebenen Acker- und Wiesenländereyen bezahlt, die von je und jeher bey der Meyerstelle kultivirt und benützt sind, wozu aber die Gemeinheit nicht gehört. Denn hätte ein solcher Meyer die Gemeinheit mit in seinem meyerrechtlichen Besitze, so wäre es äußerst ungerecht, daß er bey einer Kultur-Erweiterung, Verbesserungs-Zins geben muß. Folglich kann sich einer auf seinen großen Meyerzins, den er jährlich entrichten muß, ganz und gar nicht berufen, um ein größeres Anrecht an der Gemeinheit zu bekommen. Allein, Kriegssteuer, Prinzessinstener, Contribution, Cinquairtierung, Kriegsführen, sind die öffentlichen und bisweilen drückenden Lasten, unter deren Bürde

der Wollhöfner am schwersten seuffzen muß. Aber bey der ins Gleiche gebrachten Theilung, kann er durchaus nicht mehr, als seine, ihm pro rata zukommenden Lasten tragen.

S. 21.

Der Staat ist gewiß am musterhaftesten und besten organisirt, worin die meisten zufriedenen und wohlhabenden Einwohner angetroffen werden, wo jeder ohne Neid und Mißgunst, ohne Zank und Prozesse, — seinen Acker und Garten im Frieden, in Ruhe, und im Bewußtseyn des gesicherten Eigenthums baut; und wo jeder Grundeigentümer nach den Verhältnissen seiner Besitzungen zu den öffentlichen Abgaben concurrenzt. Aller Freyheits- und Gleichheits-Schwindel, alle Empörung- Projekte, alle politische Kannengießereyen, werden von solchem glücklichen, musterhaft organisirten Staate entfernt bleiben, jeder Einwohner wird an sein Vaterland, sein Feuer und Heerd attachirt, und sich glücklich fühlen, in Sicherheit und Ruhe, und gesetzmäßiger Freyheit, seinen Acker zu bauen und sein Gewerbe zu treiben. Der erste Schritt, der zu dieser Glückseligkeit führt: ist die Aufhebung der Gemeinheit, und die Vertheilung derselben.

selben nach den vernünftigsten, keinen zum Nachtheile gereichenden Prinzipien; denn dadurch werden sofort die vielen Gelegenheiten zu Prozessen benommen, die manche Dorfschaften so viele Jahre entzweiet haben. Prozesse sind die Hauptquellen des Uebels und des Unglücks für den Landwirth, wie mancher würde wohlhabend und ein guter Familien Vater seyn, wenn er nicht durch Prozesse ruinirt, und dadurch ein ausschweifender liederlicher Trunkenbold geworden wäre. Es ist zwar nicht nothwendige Folge, daß ein Prozeßlustiger, auch immer ein Säuser seyn muß; allein es ist doch gewöhnlich der Fall; dann daß manche Unangenehmlichkeiten und Verbrießlichkeiten zu Erbitterungen bey solchen Geschäften vorkommen, wird keiner in Abrede seyn, (es wäre dann daß er noch in einer glücklichen Unbekanntschaft mit dieser Pest der menschlichen Glückseligkeit lebte,) die betäubenden Getränke zerstreuen die Sorgen, und helfen den Kummer wenigstens für einige Stunden vergessen. Wer will es also dem redlichen Landmanne verargen, daß er, — wenn er mit seiner gerechten Sache, gegen einen schändlichen Anwalt, nicht durchdring

gen kann, aus Verdruß und Desperation ein Gläßchen zu viel nimmt, — und so nach und nach ein Säufer wird, der für seine Familie und für den Staat so gut als verloren ist. Wie viel Zwietracht, Zank, bitterm Verdruß und Krebsgängige Haushaltungen entstehen aus Prozessen, und doch ist es nicht möglich, daß die Interessenten der Gemeinheit solche vermeiden können, sie befinden sich in immerwährender Collision; der Vollhöfner ist neidisch, und sieht mit scheelen Augen auf den Kleinhöfner; dieser ist eben so gegen den Vollhöfner gesinnt; daher leben die Einwohner eines Dorfs, wenn es auch nur aus wenigen Feuerstellen besteht, immer gespannt, und bey so reichbarer Stimmung in beständigen Prozessen. Es muß jedem Menschenfreunde tief kränken, wenn er diese moralisch verdorbene Stimmung der Gemüther bey dem arbeitsamsten, unentbehrlichsten Theile der menschlichen Gesellschaft findet; — wenn man sieht, daß der gute thätige Bauer in das Labyrinth verwickelter Prozesse, in die heillosen Hände gelbhungeriger Anwälde geräth, und so seine blutsauer erworbene Baarschaft für nichts und wieder nichts hingiebt; und noch dazu so manchen Tag seine Wirthschaft versäumt. Er ist indessen noch glücklich genug, wenn er seine Streits

Sache einem unbestechbar redlichen, geschickten, mit der Justizpflege bekannten Anwalde überliebt; denn ein solcher Mann ist gewissermaassen eine Wohlthat im Staate, und finden sich doch noch mehr als man gewöhnlich glaubt, ich selbst habe Gelegenheit gehabt, einige solche redliche Anwälde kennen zu lernen. Weit aber am besten ist es — die Sache sey noch so gerecht, — der Anwald noch so redlich — für den Landwirth: Er habe keine Prozesse. Er wird immer mehr oder weniger verderben. Dieses heillose Uebel, wodurch so mancher fleißige Mann um Haus und Hof, um Brod und Nahrung gekommen ist, wird durch die Aufhebung der Gemeinheiten und Wertheilung derselben größtentheils gehoben. Die Prozesslust ist seit 20 — 30 Jahren so fürchterlich gestiegen, — der Bauer ist in dieser, ihn ins Verderben führenden Kunst so bewandert — er kennt die erste, zweite, dritte Instanz, wohin seine Klage gehört, spricht von Prioritäturtheilen, Bescheidurtheilen, Finalsentenzen, in contumaciam verfahren, Zeugenverhör u. s. w. so fertig, wie mancher Doctor juris. Hier mögte ich schaudernd fragen: Welches wird das Final davon seyn? — ich beantw



worte diese Frage nicht, sondern überlasse es dem Nachdenken meiner Leser.

§. 22.

Bei meinem Vorschlage, der ins Gleiche gebrachten Theilung, wird mir mancher Cameralist den wichtigen Einwand machen: daß bey dieser Prozedur alle Gemeinheit den Dorfsinteressenten zu Theil werde, daß daher aller fernere Anbau und mithin alle stärkere Bevölkerung auf einmal aufgehoben werde. — Allein dies ist meine Meynung gar nicht, und ist auch durchaus nicht in meinem Vorschlage verwebt, sondern neuer Anbau und größere Bevölkerung liegt dabey zum Grunde, nur die Modifikation ist anders, wie bisher, und zwar von der Art, daß der Interessente der Gemeinheit mehr dabey gewinnt als bisher geschehen konnte; und dies ist billig, denn niemand ist ja schuldig, ohne Vortheile, sein Eigenthum ändern zu überlassen. Der Bauer ist ja unstreitig von dem, was ihm bey der Theilung zufällt, rechtmäßiger Eigenthümer, aus dessen Besitze ihn keine Gewalt auf Erden, ohne die schreyenste Ungerechtigkeit, verdrängen kann. Er muß darüber nach Gutdünken schalten und walten können, wenn man ihn nicht zum Sklaven machen will — nur

verkaufen muß er von seinen liegenden Gründen ohne Vorwissen und Genehmigung seiner Obrigkeit nichts; diese oder der Mann der das Vertheilungs-Geschäft besorgt, muß untersuchen und bestimmen: ob der Bauer ohne Nachtheil von seinem, ihm durch die Theilung zugefallenem Theile, einen oder einige Morgen verkaufen kann. Finden sich dabey keine wichtige Hindernisse, so mag immerhin der Handel geschehen. Allein hiebey müßte nothwendig von der Obrigkeit dafür gesorgt werden, daß kein Näherrecht, Beyspruchsrecht und andere reichhaltige Quellen von Prozessen dabey statt finden, sondern so wie der Kauf geschlossen ist, muß er bleiben, und der Obrigkeit zur Bestätigung vorgelegt werden. Der Käufer muß den angekauften Platz benutzen können wozu er will, er mag Ananas darauf ziehen, oder eine Wohnung darauf bauen wollen, darum hat sich der Verkäufer gar nicht zu bekümmern, sondern er streicht sein Geld ein, und überläßt dem Käufer die Sorge, den angekauften Platz zu benutzen. Denn nicht selten entstehen daher Rechtshandel, wenn der Verkäufer andere Bedingungen macht, als die des Empfangs des baaren Geldes.

## S. 23.

Wenn also der Bauer von seinem erhaltenen Theile einige Morgen füglich verkaufen kann und will, und der Käufer wollte sich auf den angekauften Platz anbauen: so müßte vorher durch eine allgemeine Verordnung folgendes festgesetzt werden:

1) Der Käufer muß — weil er nicht zur Klasse der Produzenten gerechnet werden kann — der Obrigkeit anzeigen, von welchem Gewerbe oder Handwerke, er sich zu ernähren gedenke, wenn er auf dem gekauften Platze sich ansiedelt.

2) Dieser neue Colonus bekommt keine andere Rechte, als die eines Häuslings; daher er

3) Einen Rthlr. Schutzgeld dem Landesherren entrichten, auch

4) Für den angekauften Tractum einen jährlichen Verbesserungs-Zins an den Gutsherrn des Verkäufers entrichten muß.

Alle würden davon Nutzen haben, der Staat, der Landesherr, der Gutsherr, der Bauer und auch der Colonus, dies werde ich durch folgendes auseinander setzen:

Der Staat erhält dadurch eine Menge Einwohner, die, weil sie nun Eigenthum haben,

an ihn attachirt sind, und nicht nach Willkühr auswandern können, wie das ist der Fall mit den Häuslingen ist, die nichts zu verlieren haben. Auch würden von diesen Colonisten die Rekruten zu landwirthschaftlichen Diensthöthen, Tagelöhnern und Handwerkern herzunehmen seyn, und die Volksmenge sehr befördert, der Landesherr gewönne dadurch an treue, im Lande ansässige Unterthanen. Die Landesherrliche Kasse wird mit der Zeit einen ziemlichen Zufluß dadurch erhalten. Der Gutsherr gewinnt dadurch den so genannten Verbesserungszins — (wenn es nach genauer Analyse recht in einen Verbesserungszins zu nehmen. \*) Denn es kann dem Gutsherrn gleichgültig seyn, ob er von Hans oder Claus diesen Zins bekommt — ob der Traktus deswegen er den Verbesserungszins erhält, zum Krappbau oder zum Hausbau benutzt wird. (Eigentlich aber hemmt der sogenannte Verbesserungszins, sehr die Kulturverweiterung. Jeder, der mit den Gesinnungen des Landmanns bekannt ist, wird es mir zugeben, daß der Bauer lieber

\*) Die Verordnung von 1692 sagt: Cultus cum incultum gehört dem Meyer.

gleich und mit wenigern Widerwillen 5 Rthlr. auf einmal bezahlt, als daß er sich verpflichtet, jährlich einen Groschen Zins mehr aufzunehmen. Hieraus ist also leicht zu schließen, wie wenig er sich um Kulturerweiterung bekümmern wird, wenn er dafür Verbesserungszius entrichten soll.)

Der Verkäufer gewinnt das baare Geld, welches er zu Verbesserung seiner übrigen Grundstücke nützlich und vorthellhaft verwenden kann, wodurch ihm der Abgang des veräußerten Stückes reichlich ersetzt wird.

Der Käufer oder neue Collonus erhält dadurch was er so sehnlich gewünscht hat, nemlich Eigenthum und eigene Wohnung in seinem lieben Vaterlande, wo er nach getragener Tages Last und Hitze, ruhig am Abend sein Haupt niederlegen kann.

Diese Vorthelle sind in der That wichtig genug und verdienen beherzigt zu werden; daher ich die übrigen daraus erwachsenden Vorthelle, als die vermehrte Geldzirkulation, der erhöhete Werth des Grundeigenthums in einem Staate, gar nicht mal erwähnen will.

Es wäre aber dabei wohl zu beobachten: daß ein Collonus zu seinem Behuf nicht mehr als 4

Calenberger Morgen ankaufen dürfe, wenn der eigentliche Zweck, weswegen sich diese Collonisten ansiedeln, nicht verfehlt werden soll, das ist nemlich bey'm Anfange seines Etablissements zu ver- stehen, und wenn andere da sind, die sich auf ähnliche Art anzubauen wünschen. Wenn aber diese Collonisten durch Raffinement und Gewerbe wohlhabend werden, so ist es ihnen eben so unverwehrt als jedem andern im Staate, etwas anzukaufen. Dies sage ich nur bloß um Mißdeutung vorbeugen.

## S. 24.

Es ist leicht möglich daß ein Vollhöfner, nach Abzug der geschenehen Ausgleichung, wodurch die Kleinhöfner mit ihm ins Verhältniß gebracht worden, dennoch über 100 bis 150 Morgen Gemeinheit erhält, die er nicht alle benutzen, und die auch zum Theil zu sehr vom Hause entfernt fallen werden, folglich nicht mit Vortheil selbst in Kultur nehmen kann. Wenn nun jeder Vollhöfner, oder auch jeder Interessente einige, ihm entfernt liegende, überflüssige Morgen Landes, veräußerte, oder auch seinen Kindern, wenn er sie nicht besser anbringen kann, zum Anbau übergebe, so würde dadurch die Bevölkerung an arbeitsamen, thätigen Menschen

sehr gewinnen, und die folgende Generation würde den drückenden Mangel an landwirthschaftlichen Dienstbothen, und die daher entstehende Vernachlässigung einer bessern Kulturübung nicht fühlen; und könnte folglich weit eher als jetzt, die dem Landwirthe so vortheilhafte Stallfütterung einführen. Ganz süglich könnten auf diese Art eine eben so große Anzahl Collonisten Feuerstellen entstehen, als der bereits schon vorhandenen alten Feuerstellen sind, auf diese Art würde die ansässige Volksmenge, die Stärke und der Reichthum des Staats verdoppelt — und durch die dadurch vermehrte Consumtion, die landwirthschaftliche Kultur gewaltig erweitert werden. Viele Kinder, besonders viele Söhne, sind bisher in Hinsicht ihrer Verheyathung für den landwirthschaftlichen Hausvater ein — viele Sorgen verursachendes Geschenk der Vorsehung; denn, man bedenke: alle Kinder lernen nichts weiter als landwirthschaftliche Geschäfte treiben, wie sie der Vater und Großvater trieb, und nicht alle, sondern nur der eine Sohn kann den väterlichen Hof, und die ihm anklebenden Schulden erben, die übrigen erhalten zwar ihren Antheil von dem Hofe, — der aber, wenn dieser viele Schulden hat, eben nicht bedeutend seyn kann; daher können ihre künftigen Aussichten

nicht behaglich seyn. Ein Eigenthum — wenns auch nur klein wäre — entweder durch Heyrath, oder durch Ankauf — zu erhalten, ist das Ziel ihres Bestrebens; denn ein Bauersohn, der das Unangenehme des Eigenthums kennt, setzt sich nicht gern als Hänsling, sondern der eine bleibt als Knecht beim Bruder, der den väterlichen Hof angenommen hat; die andern bey den Schwägern, oder auch bey andern Landwirthen, und warten sehnlich auf eine Gelegenheit, ein Eigenthum zu bekommen, weil aber die Gelegenheit dazu selten ist, so gehen oft viele Jahre darauf hin, und mancher diese rüstigen an Arbeit gewöhnten Jünglinge die auch bey einem kleinen Eigenthum gute Familien Väter würden geworden seyn, werden nun Hagestolze, und sind im Alter, wenn sie nicht mehr dienen können, ein nicht selten unangenehmes Erbtheil des väterlichen Hauses. Wie wohlthätig wäre es also für Staat und Menschheit, wenn durch die Aufhebung der Gemeinheit, und Vertheilung derselben, eine große Anzahl Menschen Gelegenheit bekämen, sich ein Eigenthum zu verschaffen. Wer vermag die hieraus herfließenden Vortheile zu berechnen! Je mehr Menschen Wohnungen und kultivirtes Eigenthum im Staate ist, desto mehr Familien können leben, desto größer



wird die Volksmenge; die größere Volksmenge verursacht eine stärkere Consumtion, eine vermehrte Reproduktion, daraus erfolgt eine Kulturverweigerung, eine bessere Benutzung der Erde, deren Schätze unerschöpflich sind. Kurz, diese Vortheile bringen in alle Fugen, in alle Verhältnisse, in alle Stände ein, der Staat wird dadurch mächtig, die herrschaftliche Klasse reich, die Einwohner wohlhabend, zufrieden und glücklich. Dies sind alles natürliche Folgen einer vernünftigen Gemeinheitsaufhebung, und Vertheilung derselben; die um so viel süßbarer werden, je mehr die Industrie von Jahr zu Jahr unter den Einwohnern zunehmen wird.

Nach der jetzigen Bevölkerung ernährt das Herzogthum Bremen auf ohngefähr 13 Calenberger Morgen, einen Menschen. Wer wird es widersprechen, wenn ich sage; daß auf eben dieser Fläche ganz süßlich 6 Menschen sich ernähren können. An eine Ueberbevölkerung ist in einer Provinz die so situirt ist wie das Herzogthum Bremen, — gar nicht zu denken, die Ursachen davon sind S. 15 angegeben. Wenn ich aber die Marschgegend und deren stärkere Bevölkerung, von der Seeft separire, so würden ohngefähr 21 Calenberger

Morgen Seestboden, einen Menschen ernähren. Diese Bevölkerung ist zu geringe, als daß Raffinement und Industrie entstehen kann. — Demnach meiner Meynung kann ein Volk, welches halb im Schlafe ohne viele Umschläge seinen Lebensunterhalt findet, nie Industriös werden. Dies ist bisher der Fall im Bremischen auf der Seeft, bey der geringen Bevölkerung findet ein jeder sein Auskommen zwar kärglich, aber leicht, besonders da hier der Landmann ungemein frugal lebt, und nur wenige Bedürfnisse hat. Allein ungeachtet dieser frugalen Lebensart ist der Landwirth doch in Schulden, und oft hat der größere Landwirth die meisten. Eine stärkere Bevölkerung würde gewiß für das Herzogthum Bremen ungemein vorthellhaft und nützlich seyn; und wodurch anders als durch die Aufhebung und Vertheilung der Gemeinheiten kann sie möglich gemacht werden?

Es ist unnöthig, über die guten Folgen der Gemeinheitsaufhebung und deren Vertheilung mehr zu sagen; ja es würde überflüssig seyn, jeder Mann von Kenntnissen, Erfahrungen und gesunder Beurtheilung, weiß die Wichtigkeit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Operation von selbst; und dem Manne ohne diese Eigenschaften, wird der Staat, der Landesherr, die Menschheit

gleichgültig seyn, er wird es gerne beym Alten lassen, wenn nur er nicht leidet, nur er sich in fauler Gemächlichkeit fortwiegen, in Ueberfluß und Leppigkeit fortschwelgen kann; was kümmerts ihn; wenn hunderttausende seiner Nebenmenschen in Dürftigkeit leben, die an Herkommen und alten Schlandrian gewöhnt, sich nicht zu helfen wissen. Einen solchen werde ich doch nicht von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Gemeinheitsaufhebung, überzeugen. Denn es giebt eine solche Classe von Menschen, die sich gern allen neuen Verbesserungsvorschlägen, die allgemein nützlich sind, widersehen; sie betrachten es mit scheelen Augen und finstern Gesichte, wenn der Bauer etwas mehr hat, als er zu Fristung seines mühseltigen Lebens bedarf. An statt daß andre dem Landmanne gerne die Mittel vorschlagen wodurch er wohlhabend werden kann, ist diese Klasse nur darauf bedacht: Eine Salbe zu erfinden, die Bauern damit zu schmieren, daß sie Wolle tragen, um sie im Junio zu scheeren. Wenn doch diese erbärmlichen Menschen ihre irrige Idee fahren ließen, und bedächten: daß der Bauer und seine landwirthschaftlichen Betriebe die sichersten Fonds des Staats sind! daß die fleißige Hand des Lands

manns uns alle ernährt! daß wir, dem in allem Betracht hochachtungswürdigen Bauernstande alle Bequemlichkeiten des Lebens zu verdanken haben! Doch ich will dies nicht weiter rügen, die allmächtig wirkende Aufklärung, wird die gesunde Vernunft auch selbst den verschrobenen Hirnschädeln wieder zuführen!

S. 25.

Wenn nun nachdem was ich oben S. 19 und 23 gesagt habe, die Gemeinheiten aufgehoben und vertheilt würden; wenn auch ferner der Bauer die Befugniß hätte, mehrere Morgen von seinem Antheile aus der Gemeinheit zum Anbau zu verkaufen, oder auch zum Anbau für seine Kinder zu benutzen; so wäre zwar die Besorgniß die mancher haben könnte: „Daß die Bevölkerung dadurch gehindert, und der fernere Anbau aufhören müsse,“ gehoben. Allein es giebt doch noch einige Klassen, denen die Aufhebung der Gemeinheit präjudicial zu werden scheint; und diese sind die sogenannten Brinkfiser, Beybauer und Häuslinge.

Brinkfiser werden diejenigen Einwohner eines Dorfs genannt, die vor vielen Jahren, entweder von der Bauerschaft, oder von dem einen oder dem andern vielvermögenden Gutsherrn die Erlaubniß

erhalten haben, auf dem sogenannten Bauerbrink (d. i. einem Gemeinheitsplatze im Dorfe) sich anzubauen; allein keine Abtrist, d. i. keine Hund und Weidezerechtigkeit für ihr Vieh erhielten, sondern dafür Grasgeld an die Dorfsinteressenten bezahlen mußten. Sie haben also weiter nichts als ihre Wohnung. Viele davon sind hernach Neubauer geworden.

Beybauer sind diejenigen Einwohner eines Dorfs, die in den neueren Zeiten, auch noch jetzt, von der Königl. Churf. Regierung zu Stade und der Königl. Churf. Cammer zu Hannover, wie auch von den im Dorfe interessirten Gutsherrn die Erlaubniß erhalten haben und noch erhalten, sich beim Dorfe anzubauen. Auch diese müssen für ihr Vieh Grasgeld oder Weidegeld bezahlen. In verschiedenen Orten ist solchen Beybauern auch nicht erlaubt, Hühner zu halten, weil sie gewöhnlich in der Nähe des Feldes wohnen, und dadurch den andern Einwohnern leicht schädlich werden können.

Häuslinge sind diejenigen, die gar kein Eigenthum im Staate haben, und sich bey andern einmlethen, 1 Rthlr. Sänßgeld und 32 fl. Dienstgeld bezahlen müssen. Diese drey Classen sind gewöhnlich

lich Handwerker, Tagelöhner, auch wol Hofs-  
landwägänger; also diejenigen, die die meisten  
landwirthschaftlichen Dienstbothen hergeben. Aber  
da erstere nur durch ein sehr geringes Eigenthum  
— letztere durch nichts am Staate gebunden sind;  
so treten bey ihnen sehr häufig die Fälle ein, die  
ich im (15. S.) erzählt habe.

Alle diese Menschen, — ihre Zahl ist nicht  
unbeträchtlich — haben bisher ihr Vieh, für ein  
sehr geringes Geld mit auf der gemeine Weide ge-  
hütet. Dies müßte nothwendig bey Vertheilung  
der Gemeinheit aufhören. Ohne eine oder ein  
paar Kühe zu halten, kann keiner auf dem Lande  
leben, wie will es aber nun werden? Die Existenz  
dieser arbeitsamen, dem Staate so nöthigen als  
nützlichen Menschen wird aufhören, wenn nicht  
auf eine andere Art Rath zu schaffen ist.

Nicht nur dem Staate — sondern auch den  
Dorffschaftsinteressenten liegt sehr viel daran, daß  
diese Menschen vorhanden sind, Bande des Bluts  
und gegenseitige Hülfeleistung, hat sie aneinander  
gebunden, daher ist es desto leichter dafür zu sorgen,  
daß sie den Verlust: die gemeine Weide nicht mehr  
zu benutzen, reichlich ersetzt bekommen. Ich schlage  
hiezü folgendes vor: Man sehe eine gewisse Ans

zahl Morgen Land, nach Nothdurft eines jeden Orts dazu aus, daß diese Leute eine oder zwey Rühе damit den Sommer hindurch ernähren können, allenfalls auf jede Rüh zwey Morgen, das würde an einem Orte wo 10 solche Familien sind, 20 Morgen ausmachen, ein solcher Platz wäre von einer ganzen Gemeinheit unbedeutend. Es ist aber besser daß das Maaß nicht zu knapp geschnitten wird, sondern lieber anstatt 20, 30 bis 40 Morgen zu solchem Behuf genommen werden, damit wenn nicht vorhergesehene Fälle eintreten so dann Rath zu schaffen ist. Dafür müssen diese Classen anstatt des bisherigen Graspeldes, allerdings ein gewisses Pachtgeld an die Interessenten bezahlen, jedoch kann kein Verbesserungs-Zins davon gegeben werden. Die Pachtsumme muß festgesetzt und nicht erhöht, auch von dieser Morgenzahl nichts veräußert werden. Sollte es sich indeß fügen daß nicht so viele Theilnehmer vorhanden wären als worauf man gerechnet; so hätte die Bauerschaft allerdings das Recht die überflüssige Morgenzahl — jedoch nur immer auf ein Jahr meistbietend zu verpachten; so bald sich aber eine neue Brinkfischer, Beybauer oder Häuslings-Familie anfänden, müßte der, ihr Theil überlassen werden. Diese Vorsicht wäre eigentlich gar nicht

mal nöthig, denn weil die Vollhofner ihren Antheil doch nicht ganz benutzen können; so wird immer genug zu vermiethen seyn. Allein es hat seinen anderweitigen großen Nutzen daß die kleinen Familien einen gewissen Antheil in Pacht bekommen, den sie gewissermaßen als Eigenthum anzusehen haben, womit sie eine solche Kulturübung vornehmen werden, daß sie dadurch den Uebrigen ein Beispiel zur Nachahmung geben; und ihr Vieh wird weit besser genährt werden, als bisher auf der gemeinen Weide.

## S. 26.

Beispiele ermuntern den Landmann mehr als alle Vorschriften, und alle Ueberredungs-Künste; es würde daher ungemein vorthellhaft seyn, wenn von andern Orten her wo eine verbesserte Oekonomie, die Stallfütterung, und auch die Koppelswirtschaft eingeführt ist, einige Leute zu haben wären, die sich als solche Colonisten wie sie im 23. S. angegeben sind, bey uns anbaueten. Dies könnte in den Dorfschaften wo Forstgrund ist, da, wo der Landesherr Interessente ist, wol am häufigsten bewerkstelligt werden. Vielleicht finden sich welche, die gegen einen billigen Meyer-Canon, gern einen Platz von einigen Morgen zum



Anbau übernehmen. Dann würden mit leichterer Mühe die landwirthschaftlichen Betriebe verbessert, und die Koppelwirthschaft eingeführt werden können. Oder wenn dieser Vorschlag zu ungewiß und langweilig ist, so weiß ich noch ein anderes ganz sicheres Mittel, um den Zweck eine verbesserte Dekonomie einzuführen, zu erreichen: Wenn eine landesherrliche Verordnung dahin abg. fast und publicirt würde: daß j. der Bauerssohn auf der Gest, der den väterlichen Hof bekommt, verpflichtet wäre, 3 Jahre lang in solchen Gegenden wo die Koppelwirthschaft gehörlig geübt wird, als Knecht zu dienen, und nach seiner Zurückkunft, wenn er durch glaubhafte Zeugnisse, beweisen könnte: daß er sich alle Mühe gegeben habe, diese und alle dahinein schlagende Zweige der Landwirthschaft kennen zu lernen, — erst als ein tüchtiges, sich wohl qualificirtes Subjekt anerkannt würde, der würdig sey, der künftige Besizer des väterlichen Hofes zu werden. Wenn dann die Leitung eines verständigen Mannes noch zu Hülfe käme; so würden in wenigen Jahren ausserordentliche Verbesserungen in der Dekonomie gemacht werden.

Sollten Zweifler und Feinde einer verbesserten Dekonomie auch hierin Schwierigkeiten finden, und besonders einwenden: Auf welche Art solche

Ucker: Studenten in den Gegenden wo die Koppels-  
Wirthschaft zu Hause ist, bey guten Landwirthen  
anzubringen wären? So antworte ich: daß diese  
Sorge gewiß jede gute Orts: Obrigkeit mit Ver-  
gnügen übernehmen werde, und solches durch Briefe  
bewerkstelligen könne. Denn welcher gute Mann,  
dem das Wohl des Staats und der Menschheit  
an Herzen liegt, wird nicht gern seine hülfreiche  
Hand reichen, um das Gute befördern zu helfen,  
welches auf das Allgemeine einen so wohlthätigen  
Einfluß hat? Die Kosten die dies Unternehmen  
allenfalls verursachen, können gar nicht in Be-  
tracht gezogen werden. Denn

1. ist meine Absicht daß die jungen Leute Kost  
und Lohn verdienen sollen. Wenn letzteres auch  
nicht sehr groß seyn wird, so wird es doch für  
ihre Bedürfnisse hinreichen.

2. Die Reise wird nicht per Post (es sey  
denn daß Ihnen Freypost bewilligt wurde) son-  
dern zu Fuße vorgenommen, und dann macht ein  
junger rascher Kerl, wenn die liebe Mutter sei-  
nen Quersack gefüllt hat, eine Reise von 18 bis  
20 Meilen, mit 2 Rthlr.

3. An Kleidungs: Stücken wären nur mitzuneh-  
men, ausser denen die auf dem Leibe befindlich:

2 paar Strümpfe, 3 blau gefärbte Hemde, (oder auch weiße) 1 Hose von Leinen, ein neues Wams mit Ermeln, ein Brusttuch zum täglichen Gebrauche, und ein Halstuch.

Diese Ausrüstung kann doch nicht kostbar werden. Und gesetzt auch, es würde 20 — 30 Rthl. dazu verwandt, daß die jungen Leute abwesend waren, so würde dies noch immer ein unbedeutender Aufwand seyn, wofür sie eine bessere Acker-Cultur kennen lernten, und also im Stande wären ihr künftiges Eigenthum vielleicht über das alterum tantum zu verbessern. Dies Geld wäre also direkt zu ihren und ihres Eigenthums Besten verwandt. Wie mancher verwendet auf Schulen und Universitäten, sein ganzes zeitliches Vermögen, um sich zu Bedienstungen zu qualificiren die ihm zwar lebenslang ernähren, aber nach seinem Tode aufhören und auf seine Familie weiter keinen Einfluß hatten, als daß die gewöhnlich mit Sorgen und Kummer überhäuft, zurück bleibt; und dennoch finden sich genug die ihr Geld dazu auf ihre Kinder verwenden. Warum sollte denn der Bauer nicht etwas dazu verwenden, was auf ihn und seine Nachkommen einen so dauerhaften, seggenreichen Einfluß haben wird.

Sollte aber die Koppel: Wirthschaft, den Landwirthem im Herzogthum Bremen, vor der Hand noch zu bunt werden, wie ich fast vermüthe; so würde zuerst genug gethan seyn, wenn die Gemeinheiten vertheilt, die Stoppel: Hub abgeschafft, und der Futter: Kräuter: Bau eingeführt würde. Letzteres würde an vielen Orten sofort geschehen, wenn die Stoppel: Hub solches nicht hinderte; und da die patriotisch gesinnte Landwirthschafts: Gesellschaft zu Celte, zu dieser höchst nützlichen Einrichtung so wohlthätig die Hand reicht, indem sie den Klee: Saamen, theils unentgeltlich, theils für einen sehr geringen Preis vertheilt: so würde die Stall: Fütterung ohne viele Hindernisse eingeführt werden können, wenn man nur dem Landwirth Muth genug einflößen könnte sich vom alten Schlenbrian loszureißen. Der Futter: Kräuter: Bau ist durchaus nothwendig, wenn nicht die mehrsten Geest: Bewohner verkrüppeln oder zu Grunde gehen sollen. Denn es ist eine ewige Wahrheit: daß der Dünger die Seele des Acker: haues ist. Will der Landwirth vielen und guten Dünger machen, so muß er einen gut besetzten Vieh: Stapel halten, aber dazu wird ein reichlicher Vorrath an Futter erfordert, und wer das

nicht selbst bauet, sondern für baares Geld anschaffen muß, dem wird sein Vieh = Stapel, (besonders bey ihigen hohen Preisen, wo ein Bund Rocken = Stroh, welches ehemals nur 1 höchstens 2 Grote galt, nun mit 6 Grote — und 1 Ein. Heu mit 48 Grote bezahlt wird), zu kostbar, und doch nur sehr kümmerlich ernährt.

So bald der Frühling heran nahet, wird das Vieh in die Heide getrieben, um nur das Leben zu fristen, folglich wird der, dem Landwirth so nothwendige Dünger weggetragen und dem Acker entzogen, daher ist es eine natürliche Folge wenn der Acker von Jahr zu Jahr an Fruchtbarkeit abnimmt, der Landwirth wenig gewinnt, ja öfters von einigen Aeckern, nicht mal Einsaat und Mühe bezahlt erhält.

Der Futter = Kräuter = Bau wird also mit der Zeit durch die Noth herbey geführt werden, allein ehe der Landwirth auf das Hülfsmittel kommt, gehen entweder viele zu Grunde, oder gerathen doch in große Schulden, die noch lange nachher drücken.

Dieser Futter : Mangel ist also die Ursache, daß Ackerbau und Vieh : Zucht in nachtheiligem Verhältniß stehen ; aus diesem Grunde läßt sich erklären , woher es kommt , daß die großen , viel Ackerland besitzende Höfe, bey blutsaurer Arbeit und Mühe , und bey frugaler Lebensart , doch in tiefe Schulden gerathen , oder wenn ein äufferst sparsamer Wirth, solches abwendet, doch nur, (wie sie sich auszudrücken pflegen) bey gehaltenen Gütern bleiben. Anstatt daß man durch Fleiß und Arbeit reich zu werden denkt, werden diese Menschen arm.

Dies wird freylich manchen sehr paradox scheinen; allein es ist nichts desto weniger wahr, und jeder wer Lust hat, kann sich davon überzeugen, wenn er sichs angelegen seyn läßt, die innere Beschaffenheit eines Bauern : Haushalts kennen zu lernen.

Es ist und bleibt also wahr, daß sich eben so viel Bauern arm Arbeitern als arm Faulenzen, und zwar deswegen : Weil der Bauer zu seinem Ackerbau

keinen hinlänglichen Vieh: Stapel hält, oder doch aus Mangel an Futter nicht reichlich genug ernähren, folglich nicht genug Dünger machen kann, um seinen Aeckern die gehörige Fruchtbarkeit zu geben. Man bedenke hiebey auch wie kostbar dem Bauern seine Acker: Arbeit wird. An den mehrsten Orten des Herzogthums Bremen werden 4 Pferde vor den Pflug gespannt (daß 2 im Stalle gefutterte Pferde eben dasselbe thun können davon bin ich überzeugt) und dennoch geht das Pflügen so langsam, daß nicht völlig  $1\frac{1}{2}$  Morgen in einen Tage umgeackert werden. Zu dieser Arbeit werden also erfordert 2 Menschen und 4 Pferde; Lohn und Beföstigung der Dienstbothen, wie auch die Erhaltung der Pferde kommen dem Landwirthe ist noch mal so hoch wie vor 30 Jahren, und gleichwol produziert sein Acker wie ich im 13. S. gesagt und die Ursachen angeführt habe, weniger wie sonst. Will man hier einwenden, daß die hohen Frucht: Preise den Bauer schadlos halten, so sage ich nein; denn die hohen Frucht: Preise sind zwar den Zehent: Pächtern, den Korn: Juden aller Art, und dem Masch: Bauern sehr vorthellhaft, aber der Geest: Bauer der von Herzen froh ist, wenn er so viel Korn übrig hat, daß er seinen Meyerzins und den Lohn für seine Dienstbothen

damit abtragen kann, hat davon wenig Vortheil, mehr als zu diesen Behuf erfordert wird, hat er selten übrig. Die Aecker Pferde kosten besonders zur Pflüg und Saat Zeit viel zu unterhalten. Die Aehren werden von den Rocken Garben abgeschnitten und den Pferden gegeben, so lange gepflegt wird. Diese Art zu füttern ist freylich nicht zu loben, allein die armen Thiere, die bey Sommer hindurch auf der mageren Weide ausgehungert sind, müssen bey der sauren Feld Arbeit Korn haben, und auf diese Art geht ein großer Theil des geernteten Kornes wieder auf, ohne daß es dem Landmann baares Geld bringt; ich kenne viele, nach ihrer Art recht fleißige Landwirthe, die am Ende des Jahrs für ihre Mühe und Sorgen, nicht so viel verdient haben als ihre Knechte. Das ist doch in der That traurig! Könnte man es dem Bauern begreiflich machen, daß sein Wohlstand und die Hoffnung einer reichlichen Erndte, nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität seiner Aecker gearündet wäre, — daß er von der Quantität, zwar viele Arbeit und viele Kosten — aber wenigen Gewinn; — von der Qualität hingegen, weniger Arbeit, wenigere Kosten und doch größern Gewinn habe; so wäre jenes Uebel gehoben.



Füge ich nun noch hinzu, daß mancher Landwirth einen größern Vieh: Stapel unterhält, als er von seinem selbstgewonnenem Futter ernähren kann, folglich manchen blanken Thaler für die kärgliche Erhaltung seines Viehes hingeben muß, woraus er wenig wieder lösen kann; alles in der Absicht, einen großen Ackerbau zu treiben: so wird man das nicht paradox finden, was ich oben gesagt habe: daß sich der Bauer bey so verkehrter Wirthschaft arm arbeiten kann.

## S. 28.

Unstreitig ist derjenige von den hohen Obern ein großer Wohlthäter des Landmanns der es dahin bringt, daß die Stoppel: Hud abgeschafft und der Futter: Kräuter: Bau eingeführt wird. Dann wird der Landwirth, nach und nach seine Vortheile einsehen lernen, und einen Theil seiner Aecker zum Klee, oder Luzern: oder Espercette: oder Spörgel: oder Rüben: Bau widmen; je nachdem es der Lokalität eines jeden Orts angemessen ist, und so nicht nur seine Aecker verbessern, sondern auch sein Vieh: Futter, folglich auch seinen Dünger vermehren.

Bisher ist Fischerhude an der Wumme der einzige Ort, der als das Heu-Maaazien für einige Aemter im Bremeschen anzusehen ist. Ein großer Theil der neuen Mooranbauer, fast alle Köthner, Neubauer, Beybauer, Brinkfiser und Häuslinge des Amts Dittersberg, — viele Einwohner aus den Aemtern Zeven und Rotenburg, müssen ihr Heu aus Fischerhude haben, wo es ehemals sehr wohlfeil war, aber seit einigen Jahren so außerordentlich im Preise stieg, daß es mir unbegreiflich ist, wie die Käufer dabey bestehen können; und dennoch steigt der Preis des Heues von Jahr zu Jahr immer höher. Wo will das endlich hinaus, wenn bey einer stärkern Consumption des Heues, nicht auf eine vermehrte Reproduktion Bedacht genommen wird, wenn nicht kleine Bäche vermittelst zweckmäßiger Schleusen gezwungen werden, die Nachbarschaft ihrer Ufer zu bewässern, und durch Hülfe der Menschen, die Anhöhen abzuschwemmen, — oder wenn nicht der Futter-Kräuter-Bau allgemein eingeführt wird? Mögten doch alle meine Leser dies wohl beherzigen, und besonders diejenigen die Aemter und Würden im Staate bekleiden, dahin sorgen: daß die Stoppel-Hud, diese wahre Pest der Landwirthschaft, abgeschafft würde; dann erst und nicht eher wird

der Landmann in den schlechtern Heide- Gegenden auch empor kommen. Die Dorfschaften, die in der Nachbarschaft von Flüssen liegen, gute Wiesen, gute Weiden und gutes Feld- Land haben, werden bey dem alten Schlenkeran nur noch eine Zeitlang wohlhabend bleiben können; und da doch die Landwirthschaftliche Reformation nicht auf einmal, und an allen Orten zugleich vorgenommen werden kann: so würde man mit den magern Heide- Gegenden zuerst den Anfang zu machen haben.

Ohne den Futter- Kräuter- Bau, wird die Aufhebung und Vertheilung der Gemeinheiten, auf die Landwirthschaftliche Cultur, noch bey weitem nicht den wohlthätigen Einfluß haben, den man erwartet; daher muß nach Abstellung der Stoppel- Hud, die Einführung des Futter- Kräuter Baues, eine Vorbereitung seyn, zu der darauf folgenden Theilung der Gemeinheiten.

Es ist immer sehr gefährlich, wenn die Bewohner eines Bezirkes von einigen Meilen, sich in Ansehung des benöthigten Heues auf einen Ort verlassen. Gesetzt: der Flecken Fischerhude, welches zwar sehr reichlich mit Wiesenwachs gesegnet ist, hätte das Unglück zur Zeit der Heuerndte, mit

hohem Wasser oder einer starken Ueberschwemmung heimgesucht zu werden, wodurch das Heu weggetrieben oder verdorben würde, welches doch immer ein möglicher Fall ist, — oder es träten sonst Umstände ein, die der Heugewinnung nachtheilig wären, wie wäre denn Rath zu schaffen, für diejenigen, die bisher an diesem Orte ihr einziges Heu Magazien hatten? Bisher hat man gegen solche Unfälle, die manche Haushaltung zerstören würden, noch gar keine Verkehrung getroffen; sondern es bleibt der Vorsatzung die so lange haushalten hat, lediglich überlassen. Ich kenne viele Dexter wo das Lokale, die beste Gelegenheit darbietet, neue Wiesen anzulegen, allein theils sind die Interessenten so sehr an die bisherige Benützungart gewöhnt, so sehr am Schlandrian gebunden, daß ihnen nicht mal die Möglichkeit einfällt, daß dieser oder jener Traktus anders und vorthellhafter genutzt werden könne, wenigstens ist es ein seltner Fall daß sie von selbst auf diese Idee gerathen; — Theils werden sie auch durch die gewöhnlich im Dorfe herrschende Uneinigkeit an solche Verbesserungen gehindert. Der Bollhöfner verlangt einen größern Antheil, und der Kleinhöfner will nicht weniger haben, daher wird gewöhnlich nichts entschieden, und es bleibt beym Alten: ja man nimmt lieber

wenn der Heu-Mangel eintritt, seine Zuflucht zu Fischerhude, und zahlt baares Geld dafür, als daß man durch Raffinement diesen Mangel abhülfe.

Hieraus wird man die Wichtigkeit ja die Nothwendigkeit genugsam einsehen, daß es hohe Zeit sey, den Futter-Kräuter-Bau einzuführen.

S. 29.

Allein wenn nun auch der Landmann dazu geneigt gemacht würde, jährlich einige seiner Aecker, die dazu tüchtig wären, mit Klee zu bestellen, wie auch die Stoppel-Hud abzuschaffen: so stellt sich ihm hier ein Hinderniß entgegen, welches nicht leicht aus dem Wege zu räumen ist. Dies ist der Zehente, den der Bauer von seinem Lande geben muß; es ist zwar nicht möglich daß der abgeschafft werden kann; aber eine andere Modification von der Beschaffenheit, daß der Klee-Bau dadurch nicht gehindert werde, ist doch möglich. Es wird erlaubt seyn, auch über diesen Gegenstand meine Bemerkungen, mit unbefangener Freymüthigkeit, bescheiden beyzubringen, und solche dem Ermessen meiner Leser anheim zu geben

Ich hoffe daß jedermann, der eine richtige Beurtheilungs-Kraft hat — und sollte er auch selbst Zehnt-Pächter seyn — mich um so mehr dieserwegen entschuldigen wird, da ich ohne allem Interesse, — und nur das schreibe, was zum Wohl des Staats und der Menschheit beynträgt. Also ohne weitere Entschuldigung zur Sache.

Dehnabe alle Feld-Fluren der Bremischen Geest sind Zehntpflichtig, die mehrsten Zehnten gehören zu den Domainen und stehen zur Königl. Cammer-Competenz, andere gehören Adelligen oder sonstigen Privat-Personen. Nach dem Prinzip der Königl. Cammer sollen die Zehntpflichtigen, die nächsten Pächter seyn; daher werden gewöhnlich diese Zehnten höchstbietend verpachtet, well dabey voraus zu sehen ist: daß die Interessenten oder Zehntpflichtigen die Pächter werden, denn kein sonstiger Pächter der groß davon leben und doch noch dabey gewinnen will, kann so viel geben als diese. Der Zehntpflichtige verrichtet die dabey vorkommenden Arbeiten, ohne Kosten-Aufwand, zugleich mit den Sciniaen, und wenn er nichts dabey profitirt, so ist es doch Wohlthat für ihn wenn er den Zehnten selbst in Pacht hat. Er kann nun die Früchte

seines Fleißes einscheyren wenn er will und kann, ohne daß er nöthig hat auf den nicht selten eigensinnigen Zehntner zu warten, wodurch oft veranlaßt wird, daß bey unbeständiger Erndte = Witterung, ein Theil der Feld = Früchte verderben. Ich weiß wol daß die Zehnt = Verordnungen dies vorhüten sollen, und daß der Zehnt = Pächter verbunden ist, von den Moment der Ankündigung, nach gewissen Stunden in der Zehntflur zu erscheinen. Aber ich weiß auch, daß der Pächter dieser Verordnung nachkommen, und doch noch die Zehntpflichtigen chikaniren kann. Gesezt der Zehnt = Pächter erscheint zu der bestimmten Stunde, fängt mit 4 höchstens 5 Wagen an, den Zehnten zu sammeln; so hat er der Zehnt = Verordnung genüge geleistet, aber nicht den Zehntpflichtigen, denn für diese geht es zu langsam. Aber der Herr Zehnt = Pächter wird seinen Vortheil zu gut kennen, als daß er um geschwinder zu Zehnten, viele Wagen für Geld dingen wird. Er ist zu sehr überzeugt, daß die Zehntpflichtigen, eine schnellere Betreibung dieses Geschäfts wünschen, und daher, sie mögen wollen oder nicht, sich doch entschließen werden, mehrere Fuder Zehnt = Korn, unendgeldlich einscheyren zu helfen, und dies war eben der Zweck den der Zehnt = Pächter beabsichtigte, wodurch er

sich manchen Thaler Fuhrlohn erspart. Das ist nicht der einzige Vortheil, den die Zehntpflichtigen von der Selbstpacht haben, daß sie ihr Korn zur rechten Zeit einscheuren können, ohne es verderben zu lassen; sondern sie behalten auch das ihnen so nothwendige, ganz unentbehrliche Stroh, welches sie den Aeckern, die solches produzirt haben, in Dünger verwandelt, wieder geben können. Daß dies nicht geringen Einfluß auf die Verbesserung der Landwirthschaft hat, weiß ich aus eigener Erfahrung. Denn ich kenne eine Dorfschaft deren Korn und Schmalzehnte im Jahr 1703, noch für die geringe Summe von 150 Rthlr. verpachtet war, nach der Zeit mästete sich eine lange Reihe von Jahren hindurch, davon ein Pächter, der 300 Rthlr. gab. Seit ohngefähr 20 — 24 Jahren hat die Dorfschaft den Zehnten selbst in Pacht, und zahlt ein Locarium von beynähe 500 Rthlr. man sollte fast vermuthen, daß die Dorfschaft unmöglich bey so hohem Pachtgelde bestehen könne. Allein die Erfahrung bestätigt es, daß dieses Dorf von ich rede, — welches vor 25 — 30 Jahren in so armseligen Umständen war: daß man 4 Bauerhöfe die einem förmlichen Bankerotte nahe waren, mit fremden Meyern besetzen, auch bey zwey andern Höfen das ungewöhnliche



Rettungs-Mittel gebrauchen mußten: die Söhne  
 auf ihr väterliches Erbrecht resigniren, und die  
 Töchter beynahe vor den Jahren der Mannbar-  
 keit an reiche Bauersöhne verheyrathen zu lassen,  
 um mit ihrem Vermögen die drückenden Schulden  
 der Hofe zu tilgen; daß dieses durchaus verschul-  
 dete Dorf, durch die eigene Zehnt- Pacht,  
 recht sichtbar wohlhabend geworden ist. Fast  
 kein Hof hat jetzt mehr Schulden, alle von  
 Urgroß: Großvater und Vater geerbte Schulden  
 sind bezahlt, und mancher Hauswirth hat schon  
 sein Capitälchen auf sichere Zinsen! Dies sind die  
 glücklichen Folgen davon, daß die Dorfschaft den  
 Zehnten selbst in Pacht hat, zwar ist die Pacht-  
 Summe zu hoch, als daß sie direkte dabey gewinnen  
 könnte, allein die Nebenvortheile: weniger ver-  
 dorbenes Korn und Futter im Felde, ein größerer  
 Vorrath an Stroh, ein dadurch vergrößerter Vieh-  
 Stapel und vermehrte Düngung für die Aecker, —  
 sind die Quellen woraus dieser Dorfschaft, durch  
 die Zehntpacht ihre ige Wohlhabenheit zu-  
 fließt. — Dieses und ähnliche Dörfer, die so  
 glücklich sind ihren Zehnten selbst in Pacht zu haben,  
 können gleich nach Abschaffung der Stoppel- Hub,  
 den Klee- Bau in ihren Feldern, ohne von einem  
 Zehnt- Pächter gehindert zu werden, einführen

und dadurch noch wohlhabender werden. Allein es hält schwer, daß sie von der alten, einmal eingeführten Gewohnheit abgebracht werden. Wenn aber die Zehentpflichtigen ohne Ausnahme, ihren Zehenten für ein nicht übertriebenes Lokarium mit dem Bedenten: den Futter: Kräuter: Bau einzuführen, in Pacht bekämen; so würde man mit Erstaunen bemerken, wie emsig man nun Hand ans Werk legen würde. Die Zehentpflichtigen die einen Pächter haben, können durchaus nichts anders als Getreide im Felde bauen; denn es würde ein sonderbares Gewirre für den Zehnt: Pächter abgeben, wenn er hier ein Plätzchen mit Klee, dort eines mit Kartoffeln, oder Runkelrüben oder Spörgel oder sonstigen Früchten bestellt fände. Wie sollte man da den Pächter befriedigen? Den Zehenten von diesen Produkten zu ziehen ist zu weitläufig, mühsam und kostbar, und mit Gelde auszugleichen ist aus verschiedenen Gründen unthunlich, und auch nicht anzurathen.

Man wird hieraus hinlänglich abnehmen wie sehr es zur Aufhelfung landwirthschaftlicher Betriebe gereicht, wenn die Zehentpflichtigen den Zehenten selbst in Pacht haben. Gewöhnlich haben einige Königl. Diener auch Zehent: Pachtungen, deren Benutzung ihnen gleichsam zur Besoldung ange-

wiesen ist. — Dies ist zwar nothwendiges Uebel; denn Männer die im Dienste des Königs und des Staats stehen, müssen auch ernährt werden. Ob aber solches durch Ueberlassung der Zehnten auf die Beste und am wenigsten Nachtheil verursachende Art geschehe, will ich eben nicht behaupten. Denn, gesetzt: es entstände Mißwachs, Hagelschlag oder Mäusefraß, oder eine feindliche Invasion verheerte das Feld — doch nicht zur Hälfte, daß folglich auf Remission keine Rechnung zu machen wäre; so würde dieser Schaden, auch bey einem leidlichen Pachtgelde, einen Königl. Bedienten schon hart drücken; dahingegen die Zehentpflichtigen, wenn sie Pächter sind, diese Uebel leichter ertragen können, als ein Individuum.

Besser wäre es auch hier, die Zehnten meistens zu verpachten und das sur plus des bisherigen Locarii, dem Bedienten als Schadloshaltung zuzuwenden, der bisher solche Zehnte in Pacht gehabt hat; dann hätte dieser keine Gefahr, keine Sorgen und Mühe, und was viel werth ist: gewisse Einkünfte und den Zehntpflichtigen wäre auch geholfen.

Es können also die herrschaftlichen Zehntpflichtigen doch die Hoffnung haben: daß sie mit der

Zeit ihren Zehnten selbst in Pacht bekommen. Allein diejenigen Zehntpflichtigen die eine Privat-Person zum Zehentherrn haben, können dies nicht so leicht erwarten, denn hier treten viele Neben-Umstände ein, wodurch es gehindert wird. Eine gewisse Privat-Person war in Besitze des Zehntens einer ansehnlichen Dorfschaft, die Zehntpflichtigen wünschten nach abgelaufenen Pacht-Jahren, selbst zu pachten. Sie bemüheten sich frühzeitig genug darum, und waren erbötig, gern dafür mehr zu geben, als die bisherigen Pächter gegeben hatten; wenigstens hofften sie, daß der Zehente meistbietend verpachtet werden würde; allein sie irrten gewaltig! denn ehe die Pacht-Jahre zu Ende gingen, hatten die bisherigen Pächter unter der Hand, schon auf ander sieben Jahre gepachtet. Was für Ursachen der Besitzer des Zehntens, zu diesem unbilligen Verfahren gehabt hat, weiß ich nicht; Allein das weiß ich: daß den Landesherrn das Ganze interessirt, denn in der Wohlhabenheit und dem Flor des Staats beruhet die Größe, der Reichthum und die Macht des Fürsten; aber nicht den Privat-Mann, — ihm ist es einerley, ob Peter oder Paul ihm Zehnt-Pacht bezahle.

## S. 30.

Die Zehentpflichtigkeit kommt mit der Einführung des Futter- Kräuter- Baues so sehr in Collision, daß ich wohl denkende Camerallisten fragen möchte: Ob denn die Zehent- Ziehung in natura vom Felde nicht ganz abgeschafft werden könne? Ob nicht Statt dessen besser sey: Wenn der Zehentpflichtige jährlich nach der Quantität seines Aekers eine gewisse Anzahl Himten reines Korn liefere? Ob nicht endlich der Zehente, dem Zehentpflichtigen zum Meyerrecht übergeben werden könne? —

## S c h l u ß.

Ueberhaupt muß in einem wohlgeordneten Staate auf alles das, sorgfältig raffiniert und Rücksicht genommen werden, wodurch die Erziehung und Vermehrung des Vieh- Futters bewirkt werden kann, denn dies ist das erste Glied in der großen und wichtigen Kette der Oekonomie, als Haupt- Basis der Staats- Wohlfahrt. Denn vermehrtes Vieh- Futter vergrößert den Vieh- Stapel und vermehrt den Dünger, wodurch gesegnete Erndten, und vermehrte Nahrungsmittel befördert werden. Vermehrte Nahrungsmittel befördert die Volksmenge, diese befördert Industrie,

Manufakturen und Fabriken, und bringen dadurch Geld in Zirkulation. Daher ist und bleibt es eine ewige unwandelbare Wahrheit: daß Staaten, die wohlhabend, blühend, reich, bevölkert, mächtig, auswärtigen Feinden fruchtbar werden, und unruhige Nachbarn in Respekt erhalten wollen: auf keinem andern Wege dahin gelangen können als durch eine radikal verbesserte Kultur Erweiterung der Landwirthschaftlichen Betriebe; und so lange das Herzogthum Bremen keine so starke, wohlgenährte Bevölkerung enthält, als jetzt alle Hannoversche Staaten zusammen genommen, — steht der Landwirthschaftliche Kultur: Messer noch immer unter dem höchsten Standpunkte der Kultur: Übung. Und durch welche Mittel kann man dahin gelangen? Allein durch die Einführung des Futter-Krautes, Banes, und durch Aufhebung und Vertheilung der Gemeinheiten.









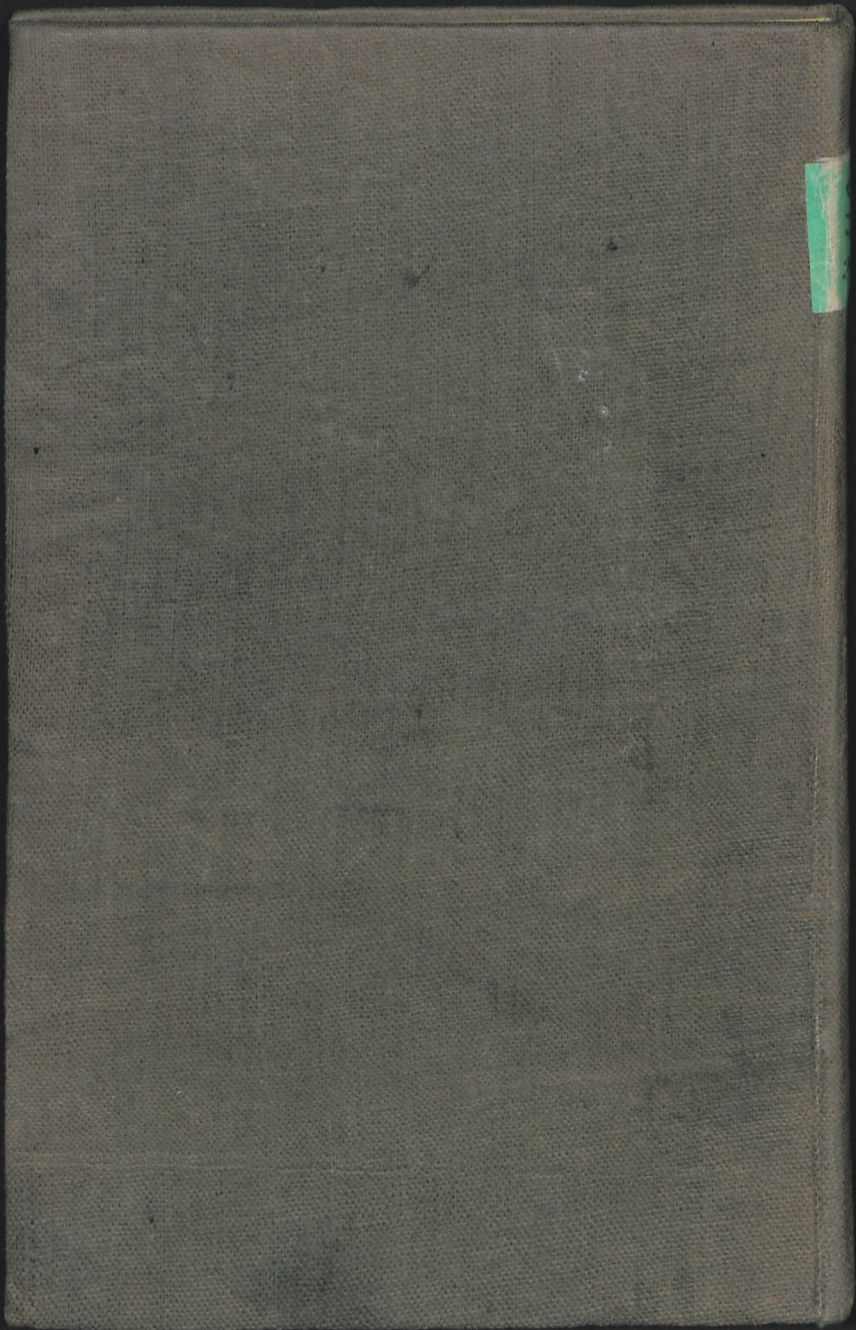
340.

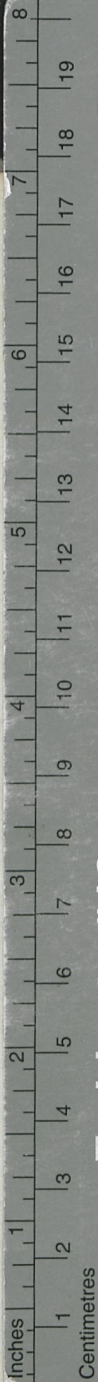
vol 11

AD 28336

5

Lc 509 28336





Farbkarte #13

B.I.G.

Blue

Cyan

Green

Yellow

Red

Magenta

White

3/Color

Black

*100.*  
Bemerkungen und Vorschläge

wie  
im Herzogthume Bremen  
die  
Aufhebung und Vertheilung  
der Gemeinheiten  
am vortheilhaftesten vorzunehmen  
auch  
der Futter - Kräuter - Bau



einzuführen sey,

von

E. G. tom Have.

Mitglied der Königl. Großbritt. und Churfürstl. Braunsch.  
Lüneburg. öconomischen Landwirthschafts - Gesellschaft  
zu Celle.

*für die Gesellschaft der Gesellschaft  
auf dem 1. März*

Celle,  
bey G. E. F. Schulze dem Jüngern.

1800.